

Zeitschrift
für die Geschichte
und Altertumskunde
Ermlands

Beiheft **6**

1987

Hans Preuschoff
Journalist im Dritten Reich

Preuschoff
Journalist im Dritten Reich

**Zeitschrift
für die Geschichte und
Altertumskunde Ermlands**

Im Namen des Historischen Vereins für Ermland e. V.

(Sitz Münster i. W.)

herausgegeben vom Vorstand des Vereins

Beiheft 6

Hans Preuschoff

Journalist
im Dritten Reich

1987

Selbstverlag des Historischen Vereins für Ermland

4400 Münster i. W., Ermlandweg 22

Herstellung: Druck- und Verlagshaus Fromm, Osnabrück

Auslieferung für den Buchhandel durch den Verlag A. Fromm, Osnabrück

1987

Im Gedenken an

Hermann Orth

Chefredakteur der „Germania“

Verlagsdirektor der „Ermländischen Zeitung“

Gestorben in Omsk in Sibirien

Inhalt

Zum Geleit	IX
Vorwort	XI
Wie ich Journalist wurde	1
Erste Etappe: <i>Ermländische Zeitung</i> 1933—1939	3
Zweite Etappe: <i>Litzmannstädter Zeitung</i> 1940—1942	43
Endstation: Berliner Büro der Ostzeitungen 1942—1944	60
Abschied vom Journalismus	87
Bibliographie Hans Preuschoff 1946—1987	89
Personenregister	94

Zum Geleit

*Ich sage dir: nicht Skythen und Chazaren,
Die einst den Glanz getilgt der alten Welt,
Bedrohen unsre Zeit, nicht fremde Völker:
Aus eignem Schoß ringt los sich der Barbar,
Der, wenn erst ohne Zügel, alles Große,
Die Kunst, die Wissenschaft, den Staat, die Kirche
Herabstürzt von der Höhe, die sie schützt,
Zur Oberfläche eigener Gemeinheit,
Bis alles gleich, ei ja, weil alles niedrig.*

Franz Grillparzer, Ein Bruderzwist in Habsburg

Die Erkenntnis, die Grillparzer dem alten Kaiser Rudolf II. in den Mund legt, ist dem Historiker Hans Preuschoff seit seiner Zeit als Journalist im Dritten Reich vertraut. Der „Bruderzwist in Habsburg“, den Lothar Müthel im Jahre 1942 im Schauspielhaus am Gendarmenmarkt in Berlin inszenierte, hat ihn damals tief beeindruckt. Die Aufführung mit Werner Krauss in der Hauptrolle war ein Theaterereignis ersten Ranges mitten in einem Krieg, der zur Zerstörung Deutschlands führen sollte. Preuschoff sah Grillparzers Rudolf stets als eine historische Gestalt, die sich vergeblich den übermächtigen Kräften seiner Zeit entgegenstellte, aber auch ihre eigene Ohnmacht erkannte. Als leidenschaftlicher Freund des Theaters vergleicht Preuschoff das Stück gern mit Schillers „Wallenstein“ und Hauptmanns „Florian Geyer“. Das Geschichtsdrama fesselte den zeitgeschichtlich interessierten Journalisten ebenso wie den späteren Gymnasiallehrer. Immer ging es ihm darum, die unter der Oberfläche der die meisten Zeitgenossen chaotisch anmutenden Ereignisse liegenden tieferen Schichten der Wirklichkeit zu erfassen und die durch Beobachtung und Reflexion gewonnene Erkenntnis in Wort und Schrift zu verbreiten. Die politischen Verhältnisse im Dritten Reich Hitlers kamen allerdings einem solchen Bedürfnis kaum entgegen. Seine Sympathie für den verantwortungsbewußten Staatsmann in der Figur des Kaisers Rudolf hat Preuschoff damals mit manchen nachdenklichen Zeitgenossen in der deutschen Hauptstadt geteilt — beispielsweise erwähnte der ehemalige preußische Finanzminister und Widerstandskämpfer Johannes Popitz das von Lothar Müthel inszenierte Stück in einem Vortrag vor dem erlesenen Publikum der „Mittwochsgesellschaft“. Der „Bruderzwist“ schien ja geradezu unvereinbar mit den politischen Verhältnissen einer Zeit, in der es angeblich allein auf Macht und Gewalt ankam. Damals waren auch Aufführungen von Schillers „Wilhelm Tell“ unerwünscht. Der Lebensweg des früheren Redakteurs der ursprünglich kirchlichen „Ermländischen Zeitung“ in Braunsberg bis zu seiner Pensionierung als Studiendirektor am Kölner Humboldt-Gymnasium

im Jahre 1970 ist sehr wechselvoll gewesen. Den Etappen seines journalistischen Wirkens gelten die hier vorgelegten Erinnerungen des *senex Warmiensis*, der in seinem sauerländischen Alterssitz an allen großen politischen und historischen Fragen der Gegenwart noch lebhaft Anteil nimmt und sich häufig an publizistischen Gefechten beteiligt. Ich habe deshalb ebenso wie andere Freunde Hans Preuschoff immer wieder gedrängt, seine zeitgeschichtlichen Erlebnisse und Erfahrungen einer größeren Öffentlichkeit mitzuteilen. Der ehemalige „Journalist im Dritten Reich“ ist für mich zunächst vor allem ein begabter Geschichtslehrer gewesen, den ich als Schüler im Jahre 1959 kennenlernte. Als Lehrer war er bemüht, seinen Schülern die damalige Nachkriegsgegenwart im Zeichen der Zerstörung, Besetzung und Teilung unseres Landes im historischen Zusammenhang verständlich zu machen und sie dazu zu erziehen, historische Wirklichkeit wahrzunehmen, unreflektierte Vorurteile und unklare Scheinwissen zu prüfen. Als Journalist kannte Preuschoff die Sprachregelungen und internen Anweisungen des Goebelsschen Propagandaministeriums, an die er in seiner beruflichen Arbeit gebunden war, ließ sich aber in seiner nüchternen Art nicht davon abhalten, sich seinen eigenen Reim auf die ihm zugänglichen Nachrichten und Berichte zu machen. Er war sich bewußt, daß die relative Ruhe, die manche Beobachter des politischen Lebens gerade in Berlin angesichts der Kriegslage lange Zeit verwundert wahrnahmen, der atmosphärischen Ruhe im Zentrum eines Taifuns entsprach. Ihn überraschte weder der Fall Stalingrads noch die schließliche Katastrophe des „tausendjährigen Reiches“. In der sonst kaum überschaubaren Literatur zur Geschichte des Dritten Reiches dürfte seinem Buch insofern besondere Bedeutung zukommen, als er die Politik der nationalsozialistischen Machthaber aus der Sicht eines aus der ostpreußischen „Provinz“ stammenden, zuletzt nach Berlin verschlagenen aufmerksamen Journalisten beschreibt. Hier kann er gleichsam manches nachtragen, was er damals wußte, aber nicht schreiben durfte, da ihm die politische Zensur ebenso wie seinen Kollegen jedes freie Wort verbot. Das „Erinnern und Aufbewahren für alle Zeit“ im Sinne Lew Kopelews, der Ostpreußen und seine Menschen bei Kriegsende als russischer Soldat kennenlernte, hat auch Preuschoff in den letzten Jahrzehnten als ein wichtiges Anliegen empfunden, das er in zahlreichen Aufsätzen und Zeitungsartikeln zu erfüllen suchte. Er ist gerade in den Jahren seines verdienten Ruhestandes durch eine rege publizistische Tätigkeit hervorgetreten. Auch größere Arbeiten wie die Biographie seines Landsmanns Eduard Gehrman entstanden in dieser Zeit. Seine Erinnerungen spiegeln ebenso wie die früheren Arbeiten das Schicksal seiner Heimat und unseres seit über vierzig Jahren geteilten Landes wider.

Herbert Hömig

Köln, im Frühjahr 1987

Vorwort

Helmut Herles schrieb in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*: „Das ist überhaupt eine der Schwierigkeiten der Gespräche zwischen Zeitzeugen und Zeithistorikern. Die einen sagen: ‚So war es‘, weil sie es erlebt haben, die anderen: ‚So ist es‘, weil sie es erforscht haben.“ Als einer vom Jahrgang 1905 bin ich Zeitzeuge. Allerdings bin ich auch Historiker, der bei Lehrern wie Friedrich Meinecke, Erich Marcks, Hans Rothfels, Siegfried A. Kaehler in die Schule gegangen ist. Mit Zeitgeschichte (wann beginnt sie übrigens?) habe ich mich ex professo eigentlich nicht eingehender befaßt. Also bleibt es wohl doch eher beim Zeitzeugen. Immerhin habe ich mich bemüht, meinen Bericht in einen zeitgeschichtlichen Rahmen zu stellen. Dabei haben mich in meinem sauerländischen Exil die Herren Professor Dr. Herbert Hömig (Köln) und Helmut Kunigk (Dortmund) in geradezu rührender Weise unterstützt, wofür ich ihnen, auch an dieser Stelle herzlich danke, ebenso dem Redakteur der ermländischen Publikationen Dr. Hans-Jürgen Karp (Marburg), der sich auch dieser Arbeit mit großer Umsicht angenommen hat. Mein besonderer Dank gilt der Ostpreußen-Stiftung für die finanzielle Unterstützung der Drucklegung.

Was ich hinzufügen muß: Ich habe kein Tagebuch geführt, die Erinnerungen sind demnach aus dem Gedächtnis aufgeschrieben, das seit dem 1. Mai 1933, als ich meine journalistische Laufbahn begann, zwangsläufig löcherig geworden ist. Ich bin den Lesern meines Berichtes für jede Korrektur dankbar.

Hans Preuschoff

Neuenrade, im Mai 1987

Wie ich Journalist wurde

Als neunjähriger Knirps hatte ich 1914 meine Osterferien bei Verwandten in Dirschau an der Weichsel verbracht. Am letzten Ferientage steckte man mich in den D-Zug, der mich in meine Heimat- und Schulstadt Braunsberg beförderte. Als der Zug in Elbing hielt und der Zeitungshändler an ihm entlangging, erstand ich die *Danziger Neuesten Nachrichten*. Ich breitete sie auf meinem Platz aus, so daß ich völlig hinter ihnen verschwand und nicht die gewiß amüsierten Gesichter der Mitreisenden im Kupee, wie man damals sagte, sehen konnte. Meine Eltern, die mich am Braunsberger Ostbahnhof in Empfang nahmen, waren ob meines Mitbringsels eher erzürnt. Einmal deshalb, weil ich eine Zeitung gekauft hatte, die nicht unseres Glaubens war wie die brave *Ermländische*. Zum anderen wegen der großen Geldausgabe. Immerhin hatte die Zeitung 10, wenn nicht gar 20 Pfennig gekostet. Aber da das Malheur nun einmal passiert war, haben, was mich wieder beruhigte, Vater wie Mutter die Zeitung von Anfang bis Ende selbst gelesen.

Warum ich das Geschichtchen hier erzähle? Weil man daraus auf meine Berufung zum Journalisten schließen könnte. Tatsächlich bin ich von Kindesbeinen an ein eifriger Zeitungsleser gewesen. Die Sommerferien 1914 verbrachten wir an der Ostsee in Narmeln. Die *Ermländische Zeitung* wurde uns dorthin nachgeschickt. Ich sehe noch, wie der Vater, auf der Veranda unseres Häuschens sitzend, die Nummer mit der großen Überschrift „Erzherzog Franz Ferdinand ermordet“ in den Händen hielt. Doch es wäre übertrieben zu sagen, daß ich geradewegs auf den Journalistenberuf zugesteuert bin. Da man allgemein der Ansicht war, ich würde Pfarrer werden, und dies auch der Wunsch der Eltern, der Mutter vor allem, war, habe ich mich nach dem Abitur dem Studium der Gottesgelehrtheit gewidmet. Doch im Braunsberger Spittel, wie das Priesterseminar von seinen Insassen mehr oder weniger liebevoll genannt wurde, erkannte ich, daß ich nicht zum Priestertum berufen sei, und ich habe dann die Fächer studiert, in denen ich auf dem Abiturzeugnis die besten Noten hatte: Geschichte, Deutsch, Latein.

Was ich auf der Schule nicht gelernt hatte: Lernen. Ich nahm, was mir zuflog, ansonsten habe ich mich durchgemogelt, vor allem in der Mathematik. So kam es dann, daß auf der Universität Klassenkameraden, die vielleicht weniger begabt waren als ich, aber fleißiger, an mir vorbeigezogen sind. Schließlich konzentrierte ich mich auf meine Dissertation mit der Absicht, nach dem Doktorexamen mein Studium abzuschließen und nun wirklich zur Presse zu gehen. Das Thema für diese gab mir der damalige Professor für Geschichte an der Braunsberger Akademie Philipp Funk. Da war doch der ermländische Bischof Zbąski, sagte er zu mir, der hatte einen gewaltigen Krach mit seinem Domkapitel, schreiben Sie dar-

über. Und ich schrieb und schrieb, nach den lateinischen *Acta Capitularia* im Frauenburger Diözesanarchiv, das sich damals noch in einem, vorsichtig gesagt, ungepflegten Zustande befand und einer ordnenden Hand harrete, wie sie dann bald in Dr. Anneliese Birch-Hirschfeld, nachmals Frau Triller, gefunden wurde. Ich geriet mit meiner Arbeit in Breslau, wo ich mein ausgiebiges Studium zu beenden gedachte, an die falsche Adresse. Professor Manfred Laubert nahm sie zwar an, kümmerte sich aber nicht im geringsten darum. So kam es dann zum Debakel. Die Arbeit wurde von der Fakultät nur unter der Bedingung akzeptiert, daß ich sie unter der Anleitung des inzwischen nach Breslau berufenen Ordinarius Leo Santifaller, der für derlei Themen zuständig war, umarbeitete. Daß ich damit davonkam und auch das *Rigorosum* machen durfte, verdankte ich dem Ordinarius für neuere Geschichte Siegfried A. Kaehler, der mich von seinem Seminar her kannte. Ich habe es ihm, sei es aus Schüchternheit, sei es aus Feigheit, nicht in der pflichtschuldigen Weise gedankt, was mich bis an mein Lebensende bekümmern wird.

Inzwischen war mir eine Volontärstelle an der *Neisser Zeitung* zugesichert worden. Doch da machte mir meine liebe Mutter einen Strich durch die Rechnung: Du wirst doch noch das Staatsexamen machen! Und ich habe es gemacht, und es hat sich in einer entscheidenden Stunde als Retter in der Not erwiesen, indem es mir nach dem Zweiten Weltkrieg, als der Journalistenberuf mir, fürs erste wenigstens, verwehrt war, den Übergang in den höheren Schuldienst ermöglichte. Da ich vor allem mein zweites Fach Deutsch zuletzt völlig vernachlässigt hatte, hatte ich hier vor allem in der historischen Grammatik (Gotisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch) einen gewaltigen Nachholbedarf. Jedenfalls rechne ich die beiden Jahre, in denen ich meine Dissertation praktisch neu erstellte und mich auf die wissenschaftliche Prüfung vorbereitete, zu den schönsten meines Lebens, schon darum, weil ich in ihnen wirklich arbeiten mußte. Auch hatte ich inzwischen mit Fräulein Hedwig Rudolph meine spätere Frau kennengelernt, die mir mit großem Verständnis für meine Lage treu zur Seite stand und auch die Dissertation neu getippt hat. Der einzige Luxus, den wir uns leisteten: Wir besuchten am Sonnabend eine Aufführung in einer der von Paul Barnay glänzend geführten Breslauer Schauspielbühnen, dem Lobe-Theater oder dem Thalia-Theater.

Erste Etappe: Ermländische Zeitung 1933—1939

Doch der Journalismus ließ mich auch nach der wissenschaftlichen Prüfung nicht los. Am 1. Mai 1933 (genauer gesagt, am 2., denn den 1. hatten die Nationalsozialisten schon als ihren Feiertag beschlagnahmt) trat ich in die Redaktion der *Ermländischen Zeitung* in Braunsberg ein. Haupteigentümer der Ermländischen Zeitungs- und Verlagsdruckerei (Ermländische Verlagsgesellschaft mbH) war damals noch der Bischöfliche Stuhl von Ermland mit zwei Dritteln der Anteile, so daß auch mit Carl Skowronski der Verlagsdirektor ein Geistlicher war. Böse Zungen, an denen es im Ermland nie gefehlt hat — wir sprachen von Speilzähnen —, wollten wissen, er sei deshalb zu dem Posten gekommen, weil er wegen seiner schwachen Stimme nicht Pfarrer werden konnte. Er führte einen heiligmäßigen Lebenswandel, aber sein Verhältnis zum Journalismus war gewiß nur sehr begrenzt. Daß die in finanzielle Schwierigkeiten geratene katholische Heilsberger Tageszeitung *Warmia* nicht dem Bischöflichen Stuhle, sondern den Deutschnationalen in die Hände fiel, war Skowronskis zögernder Taktik zu verdanken. Sie sollte immer noch billiger werden — und dann war's passiert. Daß wir noch dem Bischöflichen Stuhle zugehörten, ließ uns einmal Bischof Maximilian Kaller sehr deutlich spüren. Er hatte 1934 die Fastenpredigten in der Braunsberger Pfarrkirche übernommen, und er rief am Tage nach der ersten höchst empört Prälat Skowronski an, daß „seine“ Zeitung keinen Bericht darüber gebracht habe. Worauf Skowronski, was sehr selten geschah, auf der Redaktion erschien, um uns von der bischöflichen Entrüstung Kenntnis zu geben. Wir haben die weiteren Bischofspredigten gebührend gewürdigt.

Der Weimarer Staat sah es als seine Pflicht an, die ausland- und grenzlanddeutsche Presse und dann auch die demokratischen Zeitungen im Reich mit erheblichen finanziellen Mitteln zu unterstützen. Darauf hat Helga Wermuth hingewiesen. Wörtlich bemerkt sie: „Um ihre staatspolitische Intuition auf dem Sektor der Verlagspolitik wirklich zu vertreten, sicherten sich die Weimarer Regierungen der Mitarbeit eines Mannes, der ihnen als Kaufmann und Patriot ein zuverlässiger Garant für die Erfüllung dieser nationalen und politischen Aufgaben zu sein schien: Dr. h. c. Max Winkler“¹. Während über diesen später ausführlich zu reden sein wird, interessiert hier, daß zu den von der Regierung unterstützten Unternehmen auch die *Ermländische Zeitung* gehörte². Die Verfas-

1 H. WERMUTH, Dr. h. c. Winkler — Ein Gehilfe staatlicher Pressepolitik in der Weimarer Republik. München 1975, S. 7.

2 Ebd. S. 49 f.

serin nennt da einen Betrag von 60 000 Mark, der der *Ermländischen Zeitung* über die zu den genannten Zwecken von Max Winkler gegründete *Konkordia Literarische Anstalt GmbH* zugeflossen sei. Mit den öffentlichen Geldern trat als ihr Treuhänder Hermann Katzenberger vom Auswärtigen Amt gegen Ende der Weimarer Zeit in den Aufsichtsrat der neugegründeten *Ermländischen Zeitungs- und Verlagsdruckerei* (*Ermländische Verlagsgesellschaft mbH*) ein, deren Haupteigentümer aber, wie schon gesagt, der Bischöfliche Stuhl von Ermland blieb.

Mit Katzenberger ist eine interessante Figur aus der Weimarer Zeit genannt. Geboren 1891 in Mannheim, studierte er in Heidelberg, Berlin und Greifswald und promovierte zum Dr. jur. und Dr. phil. Seit 1920 Reichsgeneralsekretär der Zentrumsparlei, wurde er 1922 neben Carl Spiecker hauptberuflicher Vorstand des Verlages der führenden Berliner Zentrumszeitung *Germania*. Darüber berichtet sehr aufschlußreich Jürgen A. Bach³. Katzenberger gehörte zum Wirth-Flügel der Zentrumsparlei, und so nimmt es nicht wunder, daß in der Aufsichtsratssitzung der *Germania* am 15. Mai 1926, in der Franz von Papen über die Stimmenmehrheit verfügte, nachdem er bereits nach Erwerb eines großen Teils der Aktien der *Germania* am 18. Mai 1925 zum Vorsitzenden des Aufsichtsrates gewählt worden war, Katzenbergers Entlassung beschlossen wurde. Es wurde ihm „nicht zuletzt die sehr kritisierte Haltung des Blattes“⁴ angelastet, z. B. die Passivität der Zeitung in der Frage der Fürstenabfindung. Katzenberger dürfte 1927 als Oberregierungsrat ins Außenministerium eingeschleust worden sein⁵. Reichskanzler war damals der Zentrumsvorsitzende Wilhelm Marx, Außenminister Gustav Stresemann. 1928 wurde Katzenberger zum Vortragenden Rat im Auswärtigen Amt befördert. 1933 ist er von den Nationalsozialisten entlassen worden. Doch erinnere ich mich sehr deutlich, daß er noch in diesem Jahr zu einer Aufsichtsratssitzung der *Ermländischen Zeitungs- und Verlagsdruckerei* in Braunsberg erschien, wobei er respektvoll als Geheimrat bezeichnet wurde. Nachdem er während der NS-Zeit in der Wirtschaft tätig gewesen war, wurde er 1945 Verlagsleiter der Berliner *Neuen Zeit*. 1947 wechselte er als Ministerialdirigent und Pressechef der Landesregierung von Nordrhein-Westfalen nach Düsseldorf über. 1949 wurde er Direktor des Sekretariats des Deutschen Bundesrates in Bonn, 1951 deutscher Gesandter in Irland.

Es erscheint angebracht, hier ein Wort über die Situation der *Ermländischen Zeitung* nach der Machtübernahme Hitlers und vor allem nach dem Ermächtigungsgesetz vom 23. März 1933, durch das die Alleinherrschaft der NSDAP besiegelt wurde, zu sagen. Die

3 Vgl. J. A. BACH, Franz von Papen in der Weimarer Republik. Aktivitäten in Politik und Presse 1918—1932. Düsseldorf 1977, S. 221 ff.

4 Ebd. S. 273.

5 Vgl. W. KOSCH, Biographisches Staatshandbuch. Bonn 1963, S. 648.

Ermländische Zeitung war als altes Zentrumsorgan bei den neuen Herren natürlich herzlich unbeliebt, und sie suchten ihr zu schaden, wo sie nur konnten. Vor allem wurden diejenigen, die vom Staate und nunmehr also der Partei abhängig waren, bedrängt, statt ihrer das in Königsberg erscheinende Parteiorgan *Preußische Zeitung* zu halten, doch die meisten Abonnenten, vor allem auf dem Lande, blieben ihrer alten Zeitung treu. Zwar entschloß man sich eines Tages, der *Preußischen Zeitung* für die Kreise Braunsberg und Heiligenbeil eine Beilage *Der Kämpfer* mitzugeben; aber diese war von schlechtbezahlten und branchenfremden Leuten so schwach redigiert, daß sie der *Ermländischen Zeitung* kaum Abbruch tun konnte⁶. Auch konnte die Kombination der Kreise Braunsberg und Heiligenbeil wegen ihrer völligen Verschiedenartigkeit, nicht zuletzt in konfessioneller Hinsicht, keineswegs als glücklich bezeichnet werden, ein Zeichen dafür, wie wenig die Partei in der Lage war, die Verhältnisse im Lande richtig zu erkennen. Mit Ausnahme des ersten Kreisleiters Weinreich, der bald tödlich verunglückte, hat kein Angehöriger des Kreises Braunsberg, der die Mehrzahl der Leser der *Ermländischen Zeitung* stellte, eine Spitzenfunktion der Partei in dem Gebiete eingenommen.

Wozu es in Braunsberg nicht gekommen ist: Ausschreitungen, wie sie anderwärts in der ersten Zeit der NS-Herrschaft gegen katholische und Zentrumszeitungen erfolgt sind, sind der *Ermländischen Zeitung* nicht widerfahren. Karl Aloys Altmeyer berichtet von dem Überfall einer organisierten Bande auf die *Fuldaer Zeitung* am 10. Dezember 1933. Dabei wurden die Redaktionsräume verwüstet, Maschinen zerstört, die Setzerei zu einem „vollständigen Trümmerfeld“ gemacht⁷. Altmeyer meint, daß der Vorfall in Fulda typisch für viele hundert Zeitungen gewesen sei. Die *Ermländische Zeitung* war nicht darunter, wohl weil ihr Haupteigentümer der Bischöfliche Stuhl von Ermland war (die *Fuldaer Zeitung* gehörte einer Aktiendruckerei) und die Partei, wie wir sogleich lesen werden, sich zumindest in jener Zeit nicht mit der Kirche anlegen wollte.

Dem Vernehmen nach sind mancherorts Tageszeitungen Schwierigkeiten gemacht worden, wenn sie kirchliche Nachrichten und Gottesdienstordnungen aufnahmen. Solche hatte die *Ermländische Zeitung* nicht, wenigstens zu meiner Zeit. Wenn uns das Generalvikariat in Frauenburg wie bisher über Veränderungen im ermländischen Klerus unterrichtete unter der Überschrift „Kirchliche

6 Vgl. hierzu die Feststellung von Dr. Georg Mielcarczyk in: UNSERE ERM-LÄNDISCHE HEIMAT 24 (1978) Nr. 4, S. IX: „Die parteiamtliche *Preußische Zeitung* fügte nach 1933 ihrer Ausgabe für die Kreise Braunsberg-Heiligenbeil eine Beilage mit dem martialischen Titel *Der Kämpfer* bei, die wohl den Ortszeitungen das Wasser abgraben sollte, aber ihr Ziel nicht erreichte.“

7 K. A. ALTMEYER, Katholische Presse unter NS-Diktatur. Die katholischen Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands in den Jahren 1933 bis 1945. Berlin 1962, S. 38 f.

Nachrichten (amtlich)“, so änderten wir diese in „Aus der Diözese Ermland“, weil damit das verfängliche Wort „amtlich“ vermieden wurde. Auch die Gottesdienstordnungen erschienen regelmäßig in der Zeitung. Einmal erregte ich den Unwillen des großmächtigen Erzpriesters von Braunsberg, Aloys Schulz, den seine Amtsbrüder respektvoll „Moses“ nannten. Das Prunkstück der Pfarrkirche zu St. Katharina war der spätgotische Bronzekronleuchter im hinteren Kirchenschiff. Franz Buchholz schreibt über ihn: „Er gilt als der kunstvollste des ganzen ehemaligen Ordenslandes und ist dadurch zu solcher Berühmtheit gelangt, daß nach seinem Muster der Kronleuchter in der erneuerten Kirche des Marienburger Schlosses hergestellt wurde“⁸. Erzpriester Schulz ließ den Kronleuchter mit elektrischen Kerzen versehen. Als ich mein Bedauern darüber in einer Zeitungsnotiz ausdrückte, machte der Herr Erzpriester seinem Ärger darüber in einer Kirchenvorstandssitzung Luft, zumal er noch stolz darauf war, daß er den Provinzialkonservator überlistet hatte, indem er ihn vor vollendete Tatsachen stellte. Der herrliche Kronleuchter ist natürlich ein Opfer der Zerstörung der Kirche geworden. Ich hatte in Breslau die glänzende künstlerische Restauration des Doms durch den Architekten Meyer-Speer (nicht zu verwechseln mit dem Baumeister des „Führers“ Albert Speer) erlebt. Meine schüchternen Versuche, Meyer-Speer zu veranlassen, Pläne für eine Restauration des Frauenburger Doms aus der Braunsberger Pfarrkirche, deren neugotische Renovierung um die Jahrhundertwende ich für verfehlt hielt, vorzulegen, fanden keine Resonanz. Mit Sicherheit hätte Meyer-Speer dem Inneren des Domes wärmere Farben gegeben und den wunderbaren gotischen Schnitzaltar, der nun leider in einem Seitenschiff in einem beklagenswerten Zustande vergammelt, an den ihm gebührenden Platz gestellt.

Nachdem bereits 1933 die SPD- und die KPD-Presse liquidiert worden waren, erließ im April 1935 der Reichsleiter für die NSDAP-Presse und Präsident der Reichspressekammer, Max Amann, Anordnungen, die die bürgerliche Presse betrafen⁹. Max Amann war Feldwebel in der Kompanie gewesen, in der im Ersten Weltkrieg Hitler als Gefreiter gedient hatte. Als sich beide 1921 in München wiedertrafen, schloß sich Amann als Nr. 2 der neugegründeten NSDAP an. Hitler machte ihn zu deren Geschäftsführer und zum Direktor des Zentralverlages der NSDAP, Franz Eher Nachf. GmbH, der den *Völkischen Beobachter* (VB) und andere Parteischriften herausgab. Amann wird als rüder, ungebildeter Bursche geschildert, der aber über einen durchtriebenen Geschäftsverstand verfügte. Sein Ziel war es, zunächst die NS-Presse, dann möglichst die gesamte deutsche Presse in seine Hand zu bekommen. Sein eng-

⁸ F. BUCHHOLZ, Führer durch die St. Katharinenkirche zu Braunsberg. Braunsberg 1940. S. 28. (Der Führer ist im Nova-Zeitungsverlag erschienen.)

⁹ Vgl. O. J. HALE, Presse in der Zwangsjacke 1933—1945. Düsseldorf 1965, S. 153—168.

ster Mitarbeiter als „Stabsleiter“ war der Rechtsanwalt Rolf Rienhardt, ein hochbefähigter Mann von einer ungeheuren Arbeitskraft, der bereits als Referendar zur NSDAP gefunden hatte. Ein relativ günstiges Urteil über ihn fällt Günther Gillesen. Allerdings macht er ihn für das „Bauernlegen“ vieler bürgerlicher Zeitungen verantwortlich, das er mit Hilfe Winklers durchführte und dem ja auch die *Ermländische Zeitung* zum Opfer gefallen ist¹⁰. Die Dienststelle, der Rienhardt vorstand, nannte sich „Verwaltungsamt“. Von diesem ist dann in meiner Berliner Zeit viel die Rede gewesen. Als Amann seiner nicht mehr bedurfte, versetzte er seinem Stabsleiter den Fußtritt und kündigte am 23. November 1943 dessen UK-Stellung (Unabkömmlichkeitsstellung) auf. Rienhardt trat daraufhin als Panzergrenadier in die Leibstandarte Adolf Hitler ein¹¹.

Die in unserem Zusammenhang wichtigsten Paragraphen der bereits angedeuteten „Anordnung“ des Präsidenten der Reichspressekammer, Amann, vom 24. April 1935 „Zur Wahrung der Unabhängigkeit des Zeitungswesens“¹² — eine zynische Formulierung, denn in Wahrheit wurde dadurch die Presse vom NS-Staat abhängig gemacht — lauteten:

„Art. I. Dem Reichsverband der Deutschen Zeitungsverleger zugehörige Mitglieder der Reichspressekammer¹³ sind verpflichtet: . . . 6. diejenigen bekanntzugeben, die Mittel zur Verfügung stellen . . .

Art. II. Zeitungsverleger können nicht sein: a) öffentlich-rechtliche Körperschaften, . . . c) juristische Personen und Personengesamt-

10 G. GILLESSEN, Auf verlorenem Posten. Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich, Berlin 1986. Was Gillesen Rienhardt hoch anrechnet: „Ihre als vorbildlich empfundene journalistische Qualität“ habe ihn zum Protektor der *Frankfurter Zeitung* gemacht (S. 279). Doch hat R. trotz größtem Bemühen die von Hitler verfügte Schließung der Zeitung am 31. August 1943 nicht verhindern können. Die seit dem ersten Kriegsjahr erschienene, journalistisch vorzüglich gemachte Wochenzeitung *Das Reich* war Rienhardts Werk.

11 Daß er den Krieg überstanden hat, geht aus der in Anm. 1 angeführten Arbeit von Helga Wermuth hervor, ebenso aus dem von mir gleichfalls schon genannten Buche von O. I. Hale. Nach dem Kriege war Rienhardt bei der FAZ tätig (Mitt. v. Frau Gesine Müller, geb. Frotscher, v. 9. 3. 1987). Hier sei noch weitere einschlägige Literatur genannt: Presse in Fesseln, Eine Schilderung des NS-Pressetrusts. Berlin 1947. Hale setzt sich mit der Arbeit, als deren Verfasser er Dr. Fritz Schmidt bezeichnet, kritisch auseinander, kann ihr aber einen beträchtlichen Wert als Informationsquelle nicht absprechen. Weiter sind zu nennen: P. de MENDELSSOHN, Zeitungstadt Berlin. Menschen und Mächte in der Geschichte der deutschen Presse. Berlin 1982 und W. HAGEMANN, Publizistik im Dritten Reich. Ein Beitrag zur Methodik der Massenföhrung. Hamburg 1948. Das Buch von Hale ist für die Kenntnis der NS-Pressepolitik besonders ergiebig.

12 Zitiert nach ALTMAYER, S. 54 f.

13 Durch die Erste Verordnung zur Durchführung des Reichskulturkammergesetzes vom 1. 11. 1933 (ebd. S. 32) „war die gesamte katholische Tagespresse unter die nationalsozialistische Reichspressekammer . . . gezwungen“ (ebd. S. 27). Die Zugehörigkeit zum Reichsverband der Deutschen Zeitungsverleger war auch für die katholischen Zeitungsverleger zur Pflicht gemacht worden.

heiten, deren Zweck, Betätigung oder Zusammensetzung dartut, daß sie unter Beachtung beruflicher, ständischer oder konfessioneller Gesichtspunkte gebildet sind . . .“

Die Katze aus dem Sack ließ man in den geheimen „Erläuterungen“, die zu der Anordnung gegeben wurden¹⁴. Darin heißt es: „ . . . I, 6 bezweckt die Beseitigung der Unterstützung bestimmter Tageszeitungen durch Vertreter von Sonderinteressen (Beispiel: Geistliche weisen früheren Zentrumszeitungen laufend Beträge . . . ein . . .). II, a) bezweckt den Ausschluß der Kirchen und ihrer Einrichtungen . . . als Zeitungsverleger . . . II, c) bezweckt den Ausschluß der Berufs-, Standes- und aller konfessionellen Organisationen (Orden, Gesellenvereine, karitative Vereine, Bistümer, Diözesen usw.) als Verleger.“ Im folgenden kommt wieder der ganze Zynismus zum Vorschein: „Hier sei bemerkt, daß bei der Formulierung von a) und c) besondere Rücksicht darauf genommen ist, daß die Kirche selbst gar nicht genannt ist, . . . so daß die Anordnung keine einseitig gegen die Kirche gerichtete Tendenz zeigt.“ Bemerkenswert ist, daß hier nur die Rede von der Kirche ist, nicht von den Kirchen. Offensichtlich wurde von der Anordnung nur die katholische Kirche betroffen. Deutlich tritt in den geheimen Erläuterungen die schon oben erwähnte Zurückhaltung der Partei gegenüber der Kirche als solcher zutage, wobei es sich natürlich nur um eine durch die damaligen Umstände gebotene Taktik handelte und keineswegs um eine grundsätzliche Einstellung der Partei zur Kirche.

Es ergibt sich die Frage, wie man auf der kirchlichen Seite auf die Anordnung Amanns vom 24. April 1935 reagiert hat. Nun existieren ausgerechnet im Bischöflichen Zentralarchiv in Regensburg zwei ausführliche Memoranden des Bischofs Maximilian Kaller von Ermland, von denen das eine in diesem Zusammenhang besonders beachtet werden muß¹⁵. Es ist undatiert, doch dürfte es nicht

14 Ebd. S. 57 f.

15 Veröffentlicht ebd. S. 66–80. Die hier ausführlich behandelte Überlegung Bischof Kallers ist das Dokument Nr. 69. Altmeyer läßt diesem unter Nr. 70 einen Entwurf des Bischofs zu den geforderten „Richtlinien“ des Reichsverbandes der Deutschen Zeitungsverleger für die Ermländische Zeitungs- und Verlagsdruckerei folgen. Leider ist das Schreiben des Reichsverbandes im Text des bischöflichen Entwurfs nur „unter dem 12. Juli d. J. . . .“ datiert, es fehlt also die Jahresangabe. Doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß es vor der Anordnung Amanns vom 24. 4. 1935 ergangen ist, denn es ist nicht denkbar, daß sich nach dieser der Reichsverband noch an die durch die Anordnung betroffenen alten Eigentümer der Zeitungen gewandt hat. Ob der Entwurf zu einem Brief Bischof Kallers an den Reichsverband geführt hat, ist im Augenblick nicht zu sagen. Kaller wendet sich in dem Entwurf gegen einen Zusatz, der zu den bereits von Verlag und Schriftleitung der *Ermländischen Zeitung* und des *Allensteiner Volksblatts* eingereichten Richtlinien vom Reichsverband verlangt wird. Die Richtlinien sollen durch den Zusatz ergänzt werden, daß der Gesamthalt der Zeitungen „aus nationalsozialistischem Geiste heraus in einer Form zu gestalten ist, die innerste Verbundenheit und unbedingte Einsatzbereitschaft zu der nationalsozialistischen Weltanschauung und der diese Weltanschauung tragenden Partei erkennen läßt“. Der Bischof glaubt, angesichts der

lange nach dem Erlaß niedergeschrieben sein. Es fällt auf, daß der Bischof zunächst von Zeitungen spricht. Damit sind natürlich die *Ermländische Zeitung* in Braunsberg und das *Allensteiner Volksblatt* gemeint, die beide von der Ermländischen Zeitungs- und Verlagsdruckerei herausgegeben wurden. Danach ist aber immer nur von der Zeitung die Rede. Das kann nur die „Ermländische Zeitung“ sein, denn das *Allensteiner Volksblatt* hat laut Beschluß des Verwaltungsrats der Druckerei in einer Sitzung in Frauenburg, also dem Sitz des Bischofs, vom 15. Juni 1935 sein Erscheinen „aus wirtschaftlichen Gründen“ eingestellt. Es ist anzunehmen, daß Bischof Kaller an der Sitzung teilgenommen hat. Mag er das Memorandum, was wahrscheinlich ist, noch vor der Sitzung verfaßt haben, so ist ihm zu dem Zeitpunkt bereits klar gewesen, daß die Tage des *Allensteiner Volksblatts* gezählt waren.

Aus der Überlegung des Bischofs geht hervor, daß er sich zum Zeitpunkt der Niederschrift noch Illusionen hinsichtlich des Spielraums und der Entscheidungsfreiheit machte, die ihm Amanns Anordnung ließ. Er kannte ja nur diese sehr vorsichtig formulierte, nicht aber die sehr viel deutlicher werdenden geheimen Erläuterungen. Es ist charakteristisch für die zupackende Art des Bischofs, wie er in seinem Memorandum das Problem angeht. Erschreibt:

„Da unter Zurückdrängen des katholischen grundsätzlichen Standpunktes, ja auch der spezifisch katholischen Berichterstattung die nationalsozialistischen Forderungen restlos vertreten werden müssen . . ., scheinen sich drei Möglichkeiten zu ergeben.

1. Zeitungsverlag und Druckerei werden verpachtet.
2. Der Zeitungsverlag wird verkauft, die Druckerei bleibt in eigenen Händen.
3. Der Zeitungsverlag geht mit den Zeitungen ein, die Druckerei bleibt in den Händen des Bischöflichen Stuhles.

ad 1. Dieser Weg scheint moralisch nicht einwandfrei zu sein, da er die Verantwortung auf andere ablädt. Trotz der Verpachtung bleibt der Bischöfliche Stuhl wenigstens in etwa verantwortlich (so scheint es wenigstens) für die Handlungen des Pächters.

ad 2. Wird der Zeitungsverlag verkauft, während die Druckerei in den Händen des Bischöflichen Stuhles bleibt und den Druck der Zeitung ausführt, sind wir für den Inhalt mitverantwortlich. Diese Lösung erscheint daher moralisch verwerflich.

wachsenden Angriffe seitens der Partei gegen die Kirche und das Christentum, auf die er ausführlich eingeht, ein solches Versprechen nicht geben zu können. Wörtlich schließt er: „Wir sind und bleiben ehrlich entschlossen, den auf dem Boden des positiven Christentums (beide Wörter gesperrt!) stehenden Nationalsozialismus bei seiner Arbeit zur Rettung unseres teuren Volkes aus Not und Bedrängnis zu stärken und zu fördern. Wir können uns aber nicht rückhaltlos einer Weltanschauung verschreiben, die immer deutlicher ihre antichristlichen Tendenzen enthillt. Ich habe mich deshalb entschlossen, die Auflösung des Zeitungsverlagsunternehmens durchzuführen und den Betrieb rein kirchlichen Zwecken dienstbar zu machen.“ Welcher Entschluß nicht durchgeführt werden konnte.

ad 3. Der einzig gangbare Weg scheint der zu sein, daß der Bischöfliche Stuhl die Zeitung eingehen läßt, die Druckerei aber behält. Dies wäre die radikalste, aber moralisch einwandfreieste Lösung mit der einleuchtenden Begründung, daß ein bewußt katholischer Verlag unter keinen Umständen Forderungen und Ansichten vertreten darf, die dem katholischen Standpunkt diametral entgegenstehen. Bei dieser Lösung ist absolut nicht in Betracht gezogen, daß für den Inhaber großer Schaden entsteht (es handelt sich um ein Objekt von $\frac{1}{2}$ Million RM, das außerordentlich entwertet wird).“ Bemerkenswert ist, daß Bischof Kaller der Lösung, daß der Bischöfliche Stuhl die Zeitung eingehen läßt und die Druckerei behält, einige Erwägungen folgen läßt, die zwar, wie er ausdrücklich betont, „die als moralisch gefundene Lösung nicht umstürzen oder auch nur beeinflussen können“, die aber „dennoch hierher gesetzt“ sein mögen:

„a) Eine erhebliche Anzahl des beschäftigten Personals wird brotlos. b) Da in unserem Kreise eine Zeitung notwendig ist, wird die NSDAP mit aller Gewalt nach unserem Erscheinen verlangen und vor einer Enteignung nicht zurückschrecken. c) Durch die Aufgabe der Zeitung geben wir jegliche Möglichkeit auf, unsere Meinung zu vertreten, auch jede Möglichkeit, über katholische Dinge zu berichten. Es bleibt uns nur das Sonntagsblatt übrig, das nur spärlich Nachrichten bringen kann und darf. Daß wir uns auch für die Zukunft den Weg zu einer Neugründung oder Wiederherstellung der jetzigen Zeitungen versperren oder wenigstens erschweren, ist als durchaus bestimmt anzusehen. d) Durch die Stilllegung der Zeitung erfüllen wir den heißesten Wunsch der NSDAP, die auf diese Weise freies Feld für die Ausbreitung einer neuen oder einer bestehenden Zeitung bekäme. e) Falls uns die Druckerei durch Enteignung verlorengeht, entstehen große Schwierigkeiten für den Druck unseres Sonntagsblattes . . .“

Bischof Kaller hatte, wie schon angedeutet, die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Über das weitere Schicksal der *Ermländischen Zeitung* entschied nicht er, sondern der Reichsleiter Amann und die von ihm eingesetzten Männer, vor allem Winkler. Es drängt sich hier zunächst die Frage auf, warum nicht die damaligen Machthaber die Gelegenheit wahrnahmen, sich der ungeliebten *Ermländischen Zeitung* zu entledigen. Es ist überhaupt die Frage, warum die Nationalsozialisten nach dem Verbot der sozialdemokratischen und der kommunistischen Presse nicht auf gleiche Weise mit der bürgerlichen, der „konfessionellen“ vor allem, verfahren. Damit wäre doch die Alleinherrschaft der Parteipresse erreicht gewesen. Aber die Nationalsozialisten waren klug genug einzusehen, daß viele Leser, wenn man ihnen ihr vertrautes Blatt nahm, keineswegs eine Parteizeitung halten würden, sondern überhaupt auf eine Zeitung verzichteten und sich mit den Rundfunknachrichten begnügten.

Ob der erwähnte *Kämpfer* vor oder nach der Amannschen Verordnung herauskam: Sein Fiasko bestätigt das eben Gesagte. Ohnehin litt die Partei an einem chronischen Mangel an fähigen Journalisten, wie wir noch an einem exemplarischen Fall sehen werden¹⁶. Nicht zuletzt stellte die bürgerliche Presse einen erheblichen Wirtschaftsfaktor dar. Bei ihrem Eingehen wäre nicht nur ein großer Steuerzahler ausgefallen, die Zahl der Arbeitslosen wäre stark angewachsen, und das konnte nicht im Sinne eines Regimes sein, das doch die Beseitigung der Arbeitslosigkeit als seine erste Aufgabe auf die Fahne geschrieben hatte. So „begnügte“ man sich einmal mit rigorosen Eingriffen in die Besitzverhältnisse und, was noch sehr wichtig ist: Den Verordnungen Amanns war am 4. Oktober 1933 das vom Reichspropagandaminister Goebbels erlassene Schriftleitergesetz vorausgegangen. Beide, Amanns Verordnungspaket und Goebbels' Schriftleitergesetz, brachten zusammen die deutsche Presse unter die Knute der NS-Diktatur. Eine Zensur der Tagespresse erwies sich als unmöglich, und so kam Goebbels auf die infame Idee, sich an die Redakteure zu halten, die fortan Schriftleiter genannt wurden. Sie bekamen täglich vom Reichspropagandaministerium über die Gaupropagandaämter die Tagesparolen und Richtlinien zugestellt, nach denen sie verfahren mußten. Vor allem aber: Den Beruf des Schriftleiters durfte nur der ausüben, der in die Schriftleiterliste aufgenommen war und einen entsprechenden Ausweis erhielt. Carl Stephan, der Chefredakteur des *Allensteiner Volksblattes*, das wie die *Ermländische Zeitung* dem Bischöflichen Stuhl von Ermland zugehörte, wurde erst gar nicht in die Liste aufgenommen, weil er den Nationalsozialismus mit schweren Waffen bekämpft hatte und Vorsitzender der Ostpreußischen Zentrumsparterie gewesen war¹⁷. Stephan erhielt also, um einen heute gebrauchten Ausdruck zu verwenden, Berufsverbot. Schriftleiter, die in die Liste aufgenommen waren, konnten jederzeit auf ihr gestrichen werden, wenn sie den Machthabern nicht paßten, was gleichfalls ein Berufsverbot bedeutete.

Das Schriftleitergesetz vom 4. Oktober 1933 legte nicht nur den Schriftleitern Daumenschrauben an, es beseitigte auch die beanspruchte Alleinherrschaft Amanns über die Presse und wurde daher von ihm und Rienhardt bitter, aber vergeblich bekämpft. Immerhin wurden den 45 Leitern der Reichspropagandaämter, die Goebbels unterstanden und seine Linie in den Provinzen des Reiches zu vertreten hatten, 45 Vertrauensmänner der von Amann und Rienhardt geführten Reichspressekammer gegenübergestellt, deren Leitung den Verlagsdirektoren der großen gauamtlichen Zeitungen als Gaupresseamtsleitern übertragen wurde. Dabei kam es vielerorts zu großem Gegen- und Durcheinander, doch dies „ent-

¹⁶ Vgl. unten S. 66.

¹⁷ Vgl. H. KUNIGK, *Das Allensteiner Volksblatt in der Weimarer Republik*. In: ZGAE 41 (1981) S. 130 f.

sprach durchaus dem üblichen Bild des Gegeneinanderregierens der unzähligen Amtsstellen in der Bürokratiendiktatur des Dritten Reiches und fiel nicht besonders unangenehm auf“¹⁸ Wie man's macht, daß das Neben- und Gegeneinander nicht auffiel, habe ich dann selbst in Litzmannstadt zu spüren bekommen, als es mir gelungen war, man verzeihe mir die kühne Formulierung, eine Zeitungsente sozusagen aus dem trüben zu fischen¹⁹.

Alle Überlegungen Bischof Kallers über das Schicksal der *Ermländischen Zeitung* wurden nichtig gemacht mit der Übernahme des Blattes durch die Phönix-Verlag GmbH in Berlin. Die Phönix, wie sie kurz genannt wurde, war vor allem zu dem Zweck gegründet worden, die bisherige katholische, dem Zentrum dienende Tagespresse aufzufangen²⁰. Doch übernahm sie noch weitere Tageszeitungen von kleiner und mittlerer Größe, nach dem Polenfeldzug auch die *Lodzer Freie Presse*. Die Verlagsspitze bildeten die Herren Feitsch (kaufmännische Leitung) und Dujardin (Personalreferent). Die Phönix und der von ihr nach Braunsberg entsandte Verlagsdirektor Hermann Orth bildeten zusammen die Nova-Zeitungsverlag GmbH, die zunächst nur für die Herausgabe der *Ermländischen Zeitung* zuständig war. Sie wurde im Lohndruck bei der, kurz gesagt, Ermländischen Druckerei erstellt, die vorerst noch den alten Inhabern, vor allem also dem Bischöflichen Stuhle von Ermland, verblieb. Doch als die Druckerei die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ vom 14. März 1937 gedruckt hatte, wurde sie von der Gestapo geschlossen und vom Staate eingezogen. Somit war die *Ermländische Zeitung* zunächst ohne Druckerei. Sie konnte aber nach einer in der Druckerei des *Braunsberger Kreisblattes* gedruckten Notausgabe einige Wochen in der Druckerei des *Königsberger Tageblattes* herausgebracht werden. Zu diesem Zwecke wurde ich nach Königsberg entsandt. Dann aber wurde auch die Ermländische Zeitungs- und Verlagsdruckerei in Braunsberg vom Nova-Zeitungsverlag übernommen, und zwar mußte sie dieser vom Staate käuflich erwerben²¹! Der Bischöfliche Stuhl von Ermland, der für den Zeitungskopf noch 20 000 Mark erhalten haben soll, bekam für die Druckerei keinen Pfennig. Die Befürchtung Bischof Kallers, daß sich im Falle einer Enteignung der Ermländischen Druckerei große Schwierigkeiten für den Druck des *Ermländischen Kirchenblattes* ergeben könnten, hat sich als gegenstandslos erwiesen. Es ist bis zu seinem Eingehen 1941 in derselben Druckerei gedruckt worden. Der Druck und der Verlag des neuen ermländischen Diözesangesangbuches „Lobet den Herrn“ (1940) wurden der Firma Herder

18 Presse in Fesseln (Anm. 10), S. 37.

19 Vgl. unten S. 49.

20 Presse in Fesseln, S. 79—82. — HALE, S. 186—189.

21 Vgl. WERMUTH, S. 50, Anm. 1. Danach dürfte der Nova-Zeitungsverlag bzw. der Phönix-Verlag 63 500 Mark gezahlt haben. Die Formulierung von Wermuth erscheint allerdings reichlich diffus.

& Co. in Freiburg i. Br. und der Herderschen Buchhandlung in Braunsberg überlassen. Orth ist nachher von Berlin gerügt worden, daß er die *Ermländische Zeitung* in Königsberg nicht bei der *Allgemeinen Zeitung* hat drucken lassen, weil diese dem der Phönix verwandten Vera-Verlag zugehörte. Sofort nach Bekanntwerden der Amannschen Anordnungen kündigte, wie es von ihm eigentlich nicht anders zu erwarten war, uns der Verlagsdirektor Skowronski, wie es so schön heißt, vorsorglich. Trotz seiner eindringlichen Warnung habe ich am 11. Juni 1935 in Breslau das uns schon bekannte Fräulein Rudolph geheiratet, also in gekündigter Stellung.

Wir hatten befürchtet, daß man uns aus Berlin als Verlagsdirektor der gleichgeschalteten *Ermländischen Zeitung* einen mehr oder weniger stark engagierten Parteimann schicken werde, und waren sehr erfreut, als sich uns mit Hermann Orth ein alter Zentrumsredakteur auf dem Posten vorstellte. Orth wurde 1885 in Osnabrück geboren, doch war er dem Typ nach eher ein Rheinländer, wenn auch von der stilleren Sorte. Dazu paßt, daß er, wie den so gleich angezeigten Erinnerungen von Carl Stephan zu entnehmen ist, von Düsseldorf aus gern seine Eltern in nahe gelegenen Rath besuchte. Stephan, der einstige Chefredakteur des *Allensteiner Volksblattes*, gehörte zeitweilig mit Orth der Redaktion des *Düsseldorfer Tageblattes* an. Als Stephan 1911 in die Redaktion der Zeitung eintrat, amtierte dort Hermann Orth als Lokalredakteur. Stephan bemerkt über ihn: „Wir haben uns immer gut vertragen. Orth war ein stiller, gescheiter Mensch, der nur schwer aus der Fassung zu bringen war“²². Den gleichen Eindruck haben wir von Orth in Braunsberg gewonnen.

Chefredakteur des *Düsseldorfer Tageblattes* war damals August Hommerich. Als dieser Chefredakteur der Berliner *Germania*, des führenden Zentrumsorgans, geworden war, folgte ihm Orth als Innenredakteur in die Reichshauptstadt. Nach der Ablösung Hommerichs 1922 wurde Orth Chefredakteur der *Germania*, die zwar arm an Abonnenten war, aber wegen der Schlüsselstellung der Zentrumsparterie politisch eine bedeutende Rolle spielte²³. Orth stand wie der Verlagsdirektor Katzenberger, dessen Schicksal er teilen sollte, auf dem linken Zentrumsflügel, den der frühere Reichskanzler Wirth führte.

Da drängte sich, wie schon erwähnt, in die *Germania* durch den Erwerb zahlreicher Aktien (zuletzt der Aktienmehrheit) Franz von Papen ein, ein westfälischer Krautjunker, dem eine reiche Heirat eine emsige politische Tätigkeit ermöglichte, die ihm ja 1932 für einige Zeit sogar zum Posten des Reichskanzlers verholfen hat. Papen stand im Zentrum auf dem äußersten rechten Flügel und

²² Die Erinnerungen Carl Stephans hat mir freundlicherweise Herr Helmut Kunigk (Dortmund) zugänglich gemacht. Vgl. ZGAE 41 (1981), S. 70, Anm. 40.

²³ Vgl. BACH, S. 193 ff.

wollte auch die *Germania* auf Rechtskurs bringen. Dabei war ihm Orth im Wege. Er suchte ihn von seinem Platz zu verdrängen. Das schien ihm gelungen zu sein, als Orth 1927 mit dem Berliner Korrespondenten der *Kölnischen Volkszeitung* Buhla den Platz tauschte. War dies aber wirklich Papens Werk? Josef Hofmann, damals Redakteur an der *Kölnischen Volkszeitung*, meint: „Orth hatte nämlich, als Papen die Aktienmehrheit erwarb, als Chefredakteur der *Germania* unter einem Pseudonym im *Berliner Tageblatt* heftige Artikel gegen Papen geschrieben. Da zu befürchten war, daß dies herauskommen könne, kamen Orth und Buhla überein, ihre Stellen zu tauschen“²⁴. Tatsächlich ist im *Berliner Tageblatt* laut Bach²⁵ am 24. Oktober 1927 ein Artikel unter der Überschrift „Der Kampf um die *Germania*“ erschienen, der mit deutlicher Anspielung auf Papen es als einen von weiten Kreisen der Zentrumsparterie für unhaltbar empfundenen Zustand bezeichnete, „daß Männer, die nur formell zur Zentrumsparterie, tatsächlich zur Deutschnationalen Volkspartei gehören, auf das Berliner führende Zentrumsorgan einen ausschlaggebenden politischen Einfluß ausüben können“. Hier könnte es sich um einen der von Hofmann gemeinten Artikel Orths handeln. Dazu verdient noch eine Bemerkung Bachs zu einem Artikel in der *Frankfurter Zeitung* vom 20. Oktober 1927 mit der Überschrift „Herr v. Papen und die *Germania*“ beachtet zu werden: „Die Redaktion der *Germania* hatte andere Redaktionen mit präzisen Nachrichten versorgt und sie zur Veröffentlichung ermuntert“²⁶. Nach alledem scheint mir Hofmanns Darstellung des Rollentausches zwischen Orth und Buhla zuzutreffen. Papen war danach nicht direkt an dem Rücktritt Orths vom Posten des Chefredakteurs beteiligt gewesen, aber er hatte erreicht, was er wollte. Doch war es eher ein Scheinsieg: Die Zeitung behielt auch unter Buhlas Leitung im wesentlichen ihren Kurs bei. Ich bedaure heute natürlich, Orth in Braunsberg nicht näher über die Vorgänge befragt zu haben, aber sie lagen mir damals zu fern. Erst mit Emil Ritter setzte sich zunächst 1932, dann 1933 ein Mann Papens in den Sessel des Chefredakteurs der *Germania*. Leider habe ich auch Ritter nicht befragt, als ich ihm nach dem Kriege in Fulda im Theresienheim begegnet bin. Als zunächst Stellungsloser und dann Anwärter auf eine Studienreferendarstelle hatte ich damals andere Sorgen.

Orth war ein kleiner, rundlicher Herr mit einem klugen Gesicht und guten, aber durchdringenden Augen. Wichtiger als sein gewinnendes Äußeres war die Einstellung, die wir von Orth zu erwarten hatten. Wenn ich sage „wir“, so deute ich damit schon an, daß die

24 J. HOFMANN, *Journalist in Republik, Diktatur und Besatzungszeit. Erinnerungen 1918–1947*. Bearb. u. eingel. v. R. MORSEY, (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR ZEITGESCHICHTE. Reihe A: Quellen, Bd. 23.) Mainz 1977, S. 48.

25 Vgl. BACH, S. 276 ff.

26 Ebd. S. 277, Anm. 3.

beiden Kollegen Dr. Faller und Hermann, die Mitglieder der Zentrumsparterie gewesen waren, auch nach der Gleichschaltung im Amte blieben. Wir fragten uns natürlich alsbald, wem wir zu verdanken hatten, daß Orth unser neuer Verlagsdirektor wurde, und ermittelten, daß es der damalige Staatssekretär im Reichspropagandaministerium (von den Journalisten „Promi“ genannt), Walther Funk, der nachmalige Reichswirtschaftsminister, und der uns schon bekannte Max Winkler waren, die eng zusammengearbeitet haben²⁷. Unsere Vermutung wurde von Orth bestätigt: Ich habe von ihm selbst erfahren, daß er, als die örtlichen Parteistellen ihm weiterhin Schwierigkeiten machten, einmal zu Funk, ein andermal zu Winkler nach Berlin gefahren ist, um bei ihnen Rückendeckung zu suchen, die ihm gewährt wurde. Von der Begegnung mit Winkler zeigte er sich offensichtlich besonders beeindruckt.

Hatte sich Max Winkler vor 1933 den damaligen Regierungen zur Verfügung gestellt, so erwies er die gleichen Dienste dem neuen Regime. De Mendelssohn²⁸ bemerkt: Wie der Umsturz von 1918 ihn nicht aus der Fassung gebracht habe, so auch nicht der von 1933. Dieser „trug ihm den Titel eines Beauftragten für die ‚Gleichschaltung‘ der Presse ein. Winkler drängte sich nicht vor. Er war nicht einmal Parteimitglied, er wurde es erst 1937. Die Machthaber kamen zu ihm. Und Winkler stand zu Diensten. Am Tag der ‚Macht ergreifung‘, dem 30. Januar 1933, besaßen die Nationalsozialistische Partei und ihr Parteiverlag Franz Eher in München knapp 2,5 Prozent aller deutschen Zeitungen. Zehn Jahre später besaßen sie 82,5 Prozent. Dieser in der Weltgeschichte des Zeitungswesens einzigartige Vorgang war weitgehend das Werk Max Winklers.“ Seine Arbeit „besorgte er ohne äußeren Aufwand“ in seiner bescheidenen Berliner Privatwohnung im Haus Brückenallee 3. Hier saß er still und ruhig wie die Spinne im Netz als die „Graue Eminenz des deutschen Pressewesens“, sofern man überhaupt von seiner Existenz etwas wußte.

Max Winkler wurde 1875 als Sohn eines Lehrers in Karrasch im westpreußischen Kreis Rosenberg geboren. Nach Eintritt in den Postdienst wurde er 1913 Postsekretär in Graudenz. Während der Revolution im November 1918 wurde er Bürgermeister dieser Stadt. Seitdem ließ er sich gern als „Herr Bürgermeister“ anreden. Nachdem Graudenz 1920 auf Grund des Versailler Vertrages den Polen übergeben worden war, ging er nach Berlin. Zeitweilig gehörte er als Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) dem Preußischen Landtag an. Dann übernahm er die bereits erwähnten Aufgaben im Dienste der Regierung. Weil er dabei die Freie Stadt Danzig besonders bedachte, verlieh ihm die Technische Hochschule Danzig die Würde eines Dr. h. c. Wenn er sich dann dem

27 Vgl. HALE, S. 134.

28 Vgl. de MENDELSSOHN (Anm. 10), S. 390.

NS-Regime zur Verfügung stellte, tat er dies keinesfalls aus Begeisterung für dieses, sondern, um es simpel zu sagen, „aus Spaß an der Freud“, weil er hier eine Möglichkeit sah, seine enormen Fähigkeiten voll zu entfalten. So ist z. B. die Gleichschaltung der Pressekonzerne Mosse, Ullstein, Scherl wesentlich sein „Verdienst“ gewesen. Aber auch die Gründung der Phönix ist auf Winklers Initiative zurückzuführen²⁹. Er hat die Machtfülle, die ihm zugewachsen war, genutzt, um, wie das Beispiel Orth zeigt, möglichst vielen Journalisten aus der „Systemzeit“ überwintern zu helfen. So ist er im August 1949 von der Spruchkammer in Lüneburg „auf Grund einer Flut von ‚Persilscheinen‘“³⁰ als Entlasteter in Gruppe V eingestuft worden. Und als er im Alter von 86 Jahren im Oktober 1961 in Düsseldorf gestorben war, sprach die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* am 16. Oktober 1961 in einem längeren Nachruf von Winkler als einem Herrn von gewinnender Herzlichkeit, „der bei aller Bescheidenheit des Auftretens die große Macht genau kannte, die er ausübte“. Er habe, bemerkt die Zeitung, „der alten *Frankfurter Zeitung*, soviel dies möglich war, gegen die Übergriffe der Partei beigestanden, die Veröffentlichung von Theodor Heuss' ‚Friedrich Naumann‘ ermöglicht . . . und dem späteren Flüchtlingsminister Lukaschek durch mutiges Eintreten im Prozeß vor dem Volksgerichtshof in letzter Stunde das Leben gerettet“.

Der andere Protektor Orths war, wie gesagt, der damalige Staatssekretär im „Promi“, Funk³¹. Orth und Funk kannten sich aus der Zeit, als dieser Redakteur der *Berliner Börsenzeitung* und Orth Chefredakteur der *Germania* (1922—1930) war. Ein „Trunkenbold“, wie man es Funk nachsagt, war Orth ganz gewiß nicht. Aber auch er verachtete nicht einen guten Tropfen, und so werden sie bei passenden Gelegenheiten, etwa bei der Jungfernfahrt des Ozeandampfers „Albert Ballin“, schon einmal einen Schoppen oder auch zwei zusammen getrunken haben. Und da die Erfahrung lehrt, daß sich Trinkfreunde nie im Stiche lassen, soll Funk gesagt haben, Orth hebe zwar mal einen mit dem Hirtsiefer (einem führenden Zentrumspolitiker, d. Verf.), sei aber sonst ein anständiger Kerl, man schicke ihn also nach Braunsberg, dessen spezifisches geistiges Klima dem gebürtigen Königsberger Funk gewiß bekannt war. Orth war natürlich den Braunsberger Parteistellen gar nicht willkommen; sie hatten sich alsbald über seine politische Vergangenheit

29 Presse in Fesseln, S. 72—89.

30 HALE, S. 135.

31 GILLESSEN zählt Funk „zu den vernünftigeren Leuten auf der nationalsozialistischen Seite“ (S. 162). Wie an Rienhardt und Winkler fand auch an ihm die *Frankfurter Zeitung* einen Rückhalt. Er gehörte zu den maßgebenden Stellen, von denen „die *Frankfurter Zeitung* in der jetzigen Form [1936] für notwendig und nützlich erachtet wurde“ (S. 267). — Funk wurde 1938 als Nachfolger von Schacht Reichswirtschaftsminister. Das Nürnberger Tribunal verurteilte ihn 1947 zu lebenslanglichem Gefängnis. 1957 entlassen, ist Funk 1960 gestorben.

heit informiert. Jedenfalls dürften sie sich die Gleichschaltung der schwarzen *Ermländischen Zeitung* ganz anders vorgestellt haben. Zunächst versuchten sie, die Eintragung des neuen Verlages, dessen Teilhaber und Direktor Orth war, beim Braunsberger Amtsgericht zu verhindern. Doch auf einen Wink aus Berlin, wahrscheinlich von Funk, mußten sie diese zulassen.

Eines Nachmittags — die Geschäftsstelle war schon geschlossen — bat mich Orth hinunter in sein Büro. Ich solle, sagte er mir, einen Brief schreiben, den er aus guten Gründen seinen Damen nicht diktieren wolle. Worum ging es? Vom Phönix-Verlag in Berlin hatte er ein Schreiben erhalten; in diesem wurde in dürren Worten verlangt, den Prokuristen des Nova-Verlags Dipl.-Kfm. Aloys Schröter sofort zu entlassen, und zwar, wenn ich mich recht erinnere, auf Veranlassung der örtlichen Parteistellen. Ob direkt als Grund ausdrücklich parteischädigendes Verhalten angegeben wurde, vermag ich auch nicht mehr zu sagen. Aber darum ging es. Es waren Schröters kirchliche Aktivitäten, die der Partei mißfielen und ihr auch ins Gehege kamen, weil sich Schröter sehr energisch für das Katholische Vereinshaus eingesetzt hatte, das inzwischen wohl schon zum Gesellschaftshaus umbenannt worden war, dessen Eigentümer aber immer noch der der katholischen Pfarrgemeinde verbundene Katholische Volksverein war (mit dem Volksverein für das katholische Deutschland hatte dieser nichts zu tun). Das Gesellschaftshaus war aber der Konkurrent des Evangelischen Gemeindehauses, das dessen cleverer Ökonom sehr zum Verdruß der Kirchengemeinde zum Parteilokal umfunktioniert hatte, wo die örtlichen Parteifunktionäre ihren ständigen Durst auf Kosten des Wirtes stillten. So dürfte der Anschlag gegen Schröter an der Theke des Gemeindehauses ausgeheckt worden sein.

Orth kam keineswegs dem Befehl aus Berlin sofort nach, sondern behandelte den Fall nach Bismarcks Vorbild dilatorisch, d. h. aufschiebend. Er diktierte mir an die Berliner Adresse einen sehr diplomatischen Brief, der einen weiteren Schriftwechsel zur Folge hatte. Am Ende verzichtete man auf die Entlassung Schröters, doch mußte er seine Tätigkeit für die Kirche aufgeben, so die Mitgliedschaft im Vorstand der Kuratiegemeinde Neustadt und vor allem natürlich im Vorstand des Katholischen Volksvereins. Damit hatte man erreicht, was man wollte. Das Gesellschaftshaus wurde alsbald an den Kinobesitzer Broschinski verkauft. Um ihn weiter unter Druck zu halten, mußte Schröter der NSDAP beitreten. Dies hat mir sein Bruder Hugo noch kurz vor seinem Tode bestätigt.

Man kann angesichts seiner eigenen prekären Lage Orths Verhalten im Fall Schröter nur als mutig bezeichnen. Er war schon der anständige Kerl, als den ihn Walther Funk bezeichnet hatte! Es ist bei den damaligen Verhältnissen durchaus glaubwürdig, wenn gesagt wurde, Orth sei von Berlin veranlaßt worden, selbst einen Antrag auf Aufnahme in die NSDAP zu stellen, doch sei dieser wegen sei-

ner „anrühigen“ Vergangenheit abgelehnt worden. Erliege ich einer Halluzination, wenn ich behaupte, mir sei, als ich schon aus der *Ermländischen Zeitung* ausgeschieden war und in Braunsberg auf Urlaub weilte, Orth in Offiziersuniform begegnet? Ich könnte sogar die Stelle in der Marktstraße, damals Hindenburgstraße, benennen, wo ich ihn getroffen habe. Doch scheint Orth den grauen Rock bald wieder ausgezogen zu haben, möglicherweise weil ihn die Partei als wehrunwürdig bezeichnete, wie man es ausdrückte. Solches hat man auch in anderen Fällen getan, so mit den Hohenzollernprinzen. Schließlich scheint sich aber die Partei mit dem Verlagsdirektor Orth abgefunden zu haben, weil auch sie seine Integrität anerkennen mußte.

Ich habe mit Orth manch gutes Gespräch geführt. Eine Verbindung stellte schon die gemeinsame Liebe zu Berlin her. Einen Ausspruch von ihm habe ich mir genau gemerkt. Er, an dessen demokratischer und republikanischer Gesinnung kein Zweifel bestand — die Gegnerschaft zu Papen war der beste Beweis dafür —, sagte mir einmal, schuld an dem Untergang Weimars seien auch die Leute gewesen, die mit ihrem Gerede von der echten, ewigen Revolution den Sozialdemokraten keine Ruhe gelassen hatten. Er meinte damit u. a. die Kreise um die *Weltbühne*, deren Herausgeber Carl von Ossietzky und wichtigster Mitarbeiter Kurt Tucholsky waren. Sie hatten die SPD so sehr verunsichert, daß diese bekanntlich 1930 die letzte Reichsregierung mit einer parlamentarischen Mehrheit unter ihrem eigenen Parteigenossen Hermann Müller als Kanzler wegen einer Bagatelle platzen ließ und damit eigentlich schon das Ende der Weimarer Republik verschuldete. Dazu ist sehr beachtenswert, was August Scholtis in seiner Autobiographie „Ein Herr aus Bolatitz“ schreibt: „Lebhaft erinnerte ich mich einer Reichstagsitzung, als es den Sozialdemokraten gelang, Carl von Ossietzky aus dem Gefängnis zu befreien und der sozialdemokratische Sprecher, ich glaube, es war Kurt Schumacher, melancholisch bemerkte: „Nun kann er uns wieder beschimpfen“³². Ich selbst erinnere mich der Stelle aus einem Gedicht Tucholskys: „Wir dachten unter kaiserlichem Zwange an eine Republik, und nun ist's die!“ Die Republik ist ja dann abgeschafft worden, aber nicht im Sinne der genannten linksradikalen Intellektuellen. In der Emigration soll manchen von ihnen, ich meine, Tucholsky gehörte dazu, aufgegangen sein, was sie mit ihrer ständigen ätzenden Kritik an der Weimarer Republik angerichtet hatten. Carl von Ossietzky war nicht emigriert; er ist 1938 an den Folgen der KZ-Haft gestorben.

Nachdem ich die Geschichte der *Ermländischen Zeitung* in der Zeit meines Wirkens bei ihr von 1933 bis 1939 im Rahmen der damals erfolgten grundlegenden Veränderungen in der deutschen Presse-

32 A. SCHOLTIS, Ein Herr aus Bolatitz, Lebenserinnerungen. München 1959, S. 315.

landschaft dargelegt habe, komme ich jetzt auf meine persönlichen Eindrücke und Erfahrungen während meiner Tätigkeit als Schriftleiter an der Zeitung zu sprechen. Als ich bei ihr antrat, hieß der Chefredakteur Dr. Max Faller. Er hatte den aus Hessen stammenden Vollblutjournalisten Heinrich Kempf abgelöst, der es mit den Bauern nicht konnte, die im Ermland das Sagen hatten. Faller war alles andere als eine Kämpfernatur. Schon in Braunsberg tätig, promovierte er in Königsberg bei Professor Müller-Blattau mit einem Thema aus der Musikgeschichte, was in der klassenbewußten Stadt sein Ansehen merklich hob. Obwohl er Mitglied der Zentrumspartei war und vor 1933 sich für diese gegen die deutschnationale Heilsberger *Warmia* und dann auch gegen die Nationalsozialisten eingesetzt hatte, wurde er von den letzten anders als sein Allensteiner Kollege Carl Stephan in die Schriftleiterliste aufgenommen. Doch hatte er natürlich nach 1933 einen schweren Stand. Ich erinnere mich, daß er einmal von der Partei eine Rüge einstecken mußte, weil er gewagt hatte, Hitler nur als Führer der NSDAP zu bezeichnen und nicht als den Führer. Großen Ärger bereitete Faller der Akademieprofessor Karl Eschweiler. Dieser hatte die Idee, daß sich katholische Religion und nationalsozialistische Weltanschauung sehr wohl vereinbaren ließen, und gab Faller einen Artikel in dem Sinne. Da Faller anderer Meinung war und den Artikel nicht aufnehmen wollte, drohte Eschweiler mit der Partei und machte diese womöglich noch gegen ihn mobil, so daß der Artikel dann doch in unserem Blatt erschien, nicht nur zu Fallers großem Verdruß. Schlimm war es schon, wenn wir Meldungen wie die von der Amtsenthebung des Braunsberger Landrats Stankewitz kommentarlos bringen mußten, wobei noch unberechtigte Vorwürfe gegen ihn erhoben wurden. Ich habe von Faller kaum irgendwelche Anleitungen und Anregungen erhalten, so daß ich mich getrost als journalistischen Autodidakten bezeichnen kann.

Lokalredakteur war Anton Herrmann. Ein wahrhaft feiner, vornehmer Mensch, der leider schwer an den Folgen einer Tuberkulose litt, so daß er mitunter unendlich müde wirkte. Als er während des Krieges starb, ließ es sich Verlagsdirektor Orth nicht nehmen, ihm selbst mit der hervorragenden Feder des alten Journalisten einen sehr würdigen Nachruf zu schreiben, der Hermanns noblen Charakter und seiner allgemeinen Beliebtheit in der Stadt und bei den Lesern gerecht wurde. Der Nachruf offenbarte auch eine Gemütsiefe, die man bei einem Mann von der eher nüchternen Art Orths nicht ohne weiteres erwartete. Frau Herrmann gehörte einer Familie an, die — für Braunsberger Verhältnisse! — ein wenig exzentrisch wirkte. Ihr selbst konnte man sogar, da sie mehrere Jahre in China gewirkt hatte, einen Anflug von Exotik nicht absprechen, der ihr gut zu Gesicht stand.

Als ich meine Tätigkeit in Braunsberg aufnahm, wirkte als Wirtschaftsredakteur an der *Ermländischen* noch kurze Zeit Dr. Georg

Heider. Doch war er bereits im Absprung begriffen, denn die westfälische Zeno-Gruppe hatte ihn zu ihrem Chefredakteur gewählt. Nach seinem Weggang fiel der Wirtschaftsteil, dem Heider zu Ansehen über das Verbreitungsgebiet der Zeitung hinaus verholfen hatte, in seine Bedeutungslosigkeit zurück. Da ich in wirtschaftlichen Dingen völlig ahnungslos war, konnte ich nicht Heiders Nachfolge antreten. Man verwies mich auf das Feuilleton, womit ich eigentlich Dr. Faller ins Gehege kam, denn er war nicht zuletzt seiner kulturpolitischen Neigungen wegen zum Chefredakteur der „Ermländischen Zeitung“ gewählt worden. Was man eigentlich von mir erwartete, schon auf Grund meiner Dissertation: daß ich den ermländischen Charakter des Blattes deutlich herausarbeiten würde. Das bin ich meinen „Brötchengebern“ weitgehend schuldig geblieben. Nach den angespannten zwei Examensjahren fiel ich in mein altes Laster, die Trägheit, zurück. Und dann kamen mir, nachdem ich lange Zeit Großstadtluft geatmet hatte, die Verhältnisse im Ermland eher eng und kleinkariert vor, so daß sie mich nicht reizen konnten, mich näher mit ihnen zu befassen. Wenn ich in meinen alten Jahren in Wort und vor allem Schrift mit Hingabe dem Ermland gedient habe, habe ich nur nachgeholt, was ich in jungen versäumt habe. So paradox es klingen mag: Zum richtigen Ermländer bin ich erst geworden, als das Ermland für mich verloren war. Mir ist es wie Ernst Wiechert ergangen: „Erst seit ich in der Ferne bin, erkenne ich dich ganz.“ Was ich in dem Zusammenhang nicht unerwähnt lassen möchte: Auch nach 1933 belieferten die Herren Privatdozent Dr. Schmauch und Msgr. Eugen Brachvogel die *Ermländische Zeitung* mit ihren Beiträgen zur ermländischen Geschichte und Kulturgeschichte. Mit Eugen Brachvogel verband mich in den letzten Jahren seines Lebens ein freundschaftliches Verhältnis. Er ist es auch gewesen, der mich in den Vorstand des Historischen Vereins für Ermland einschleuste, allerdings erst kurz vor dem Krieg, mit dem ich dann aus der Schriftleitung der *Ermländischen Zeitung* ausgeschieden bin, was ich zu dem Zeitpunkt allerdings noch nicht wußte und auch kaum ahnte. Im Frühsommer 1933 öffnete die SA weit ihre Tore, und jede Menge von Bürgerlichen strömte in sie hinein, und ich strömte nach einigem Zögern mit. Die Gründe für die Öffnung der SA werden verschieden angegeben. Für das, was er vorhatte, sagen die einen, wollte sich der Stabschef Röhm eine möglichst breite Resonanz in den Bevölkerungskreisen suchen, die bisher der NSDAP mehr oder weniger ablehnend gegenüberstanden. So sind auch folgende Verfügungen zu verstehen, die ich mit eigenen Augen gelesen habe: Die SA beteiligt sich nicht an Ausschreitungen gegen katholische Geistliche. Den SA-Männern ist Gelegenheit zum Besuch des Sonntagsgottesdienstes zu geben. Tatsächlich konnte man in der Pfarrkirche in der 7-Uhr-Messe SA-Männer in Uniform sehen. Wenn anderswo ganze SA-Stürme damals geschlossen in die Kirche mar-

schiert sein sollen — in Braunsberg sah man solches nicht. Nach einer anderen Version soll Hitler den Zustrom von Bürgerlichen in die SA nicht ungerne gesehen haben, weil er durch ihn ein Aufweichen seiner ihm nach der Machtübernahme immer lästiger werdenden alten Kampftruppe erhoffte. Vielleicht treffen beide Versionen zu. Durch den Zugang zahlreicher Bürgerlicher wurde die SA in Braunsberg und Umgebung so stark aufgebläht, daß die Stadt Sitz einer SA-Brigade wurde, die für ihren Apparat ein größeres Haus in der Königsberger Straße mietete. Man ist geneigt zu sagen, daß der eigentlichen Partei in der SA eine Art Rivale erwuchs. Auf dem Bild, das die Honoratioren auf der Rathausstreppe beim Braunsberger Stadtjubiläum 1934 zeigt, ist neben Bischof Maximilian Kaller und Generalvikar Marquardt auch der SA-Brigadeführer Koppe zu sehen. Die Partei selbst lehnte eine Beteiligung am Stadtjubiläum ab, weil als Erster Bürgermeister noch der ehemalige Zentrumsmann Ludwig Kayser fungierte.

Nach Hitlers Rede vor dem Ermächtigungsgesetz, auf Grund von Äußerungen mancher Bischöfe, dann auch nach Abschluß des Reichskonkordats machte sich in katholischen Kreisen eine gewisse Euphorie breit. Doch will ich, was meinen Eintritt in die SA betrifft, mich nicht darauf herausreden. Ich war und blieb skeptisch. Ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich nicht zur Macht ergreifung Hitlers beigetragen habe. Als braver Ermländer habe ich bis einschließlich der Märzahlen 1933 Zentrum gewählt. Nachdem ich durch die Zustimmung der Zentrumspartei zum Ermächtigungsgesetz vom 23. März 1933 sozusagen politisch heimatlos geworden war (die zwangsweise Selbstaflösung der Partei im Juli 1933 war nur eine Formsache), glaubte ich aus beruflichen Gründen den Anschluß an die neuen politischen Verhältnisse suchen zu müssen, von denen man damals annehmen durfte, daß sie sich zumindest auf längere Zeit etabliert hatten, wenn auch nicht auf die angekündigten tausend Jahre. Ähnlich haben damals Männer gedacht, die nach dem Kriege auf der beruflichen Stufenleiter ein beachtliches Stück höher geklettert sind als ich. Jedenfalls glaube ich sagen zu können, daß ich nach meinem Eintritt in die SA trotz allen sich daraus ergebenden Folgerungen und Schwierigkeiten meinen überkommenen Grundsätzen treu geblieben bin, wozu, was ich keineswegs verschweigen will, meine leider schon 1984 verstorbene tiefgläubige Frau entscheidend beigetragen hat. Nach dem sogenannten Röhmputsch 1934 fiel die SA-Herrlichkeit wie ein Kartenhaus zusammen. Die meisten Bürgerlichen verkrümelten sich. Ich glaubte, ihnen nicht folgen zu können wegen meiner prekären beruflichen Stellung. Doch drohte mir immer wieder ein Ausschlußverfahren wegen mangelnder Dienstauffassung. Wenn ich doch einmal zum Dienst erschien, mußte ich wegen meines Berufes über die neuesten politischen Vorgänge berichten. Auf den Braunsberger Kreistreffen in Münster ist nach dem Kriege

mein SA-Kamerad Alfons Ch. mehrfach auf mich zugekommen: „Mensch, was haben wir gelacht, wenn du deine Vorträge gehalten hast. Die Kerle waren so doof, die haben gar nicht gemerkt, wie du sie verkackeiert hast.“ Ehrlich gestanden: Ich habe es eigentlich gar nicht so sehr darauf angelegt, die „Kerle“ zu verk . . . , wie es der gute Alfons ausdrückte. Ich habe allerdings nur die Tatsachen berichtet, ohne die damals vorgeschriebene eingefärbte Tendenz im Sinne des Regimes. Vielleicht habe ich mal einen Vorgang eingeschoben, der für dieses nicht gerade rühmlich war. Auch könnte meine angeborene Gabe der Ironie zum Vorschein gekommen sein, ohne daß ich es eigentlich merkte. 1936 oder 1937 bin ich auf Grund meiner Zugehörigkeit zur SA ohne besonderen Antrag in die Partei überführt worden und habe auf diese Weise mit zwei Bundespräsidenten und einem Bundeskanzler gleichgezogen sowie mit einem weltberühmten Dirigenten. Dieser ist gleich zweimal in die Partei eingetreten; da komme ich nicht mit. Nach dem Kriege mußte ich mich natürlich dem Entnazifizierungsverfahren stellen. Ich hatte nahe Verwandte, die mit Sicherheit schon vor 1933 Hitler gewählt und damit, anders als ich, ihm zur Macht verholfen hatten. In die Partei einzutreten, hatten sie, als den freien Berufen zugehörig, „nicht nötig“. Was man auch immer von der von Hitler entfachten Wirtschaftsbelebung halten mag: Den Verwandten flogen damit auch so die gebratenen Tauben in den Mund, zumal den Holzhändlern, die sich nicht mehr gegen die in der Branche starke jüdische Konkurrenz zu wehren brauchten. Nach dem Kriege waren die Herren natürlich „nicht betroffen“ und amüsierten sich, wie es lieben Verwandten ziemt, an meinen Entnazifizierungsschmerzen. Ich habe keinen Augenblick daran gedacht, mich durch das am 20. Juli 1933 geschlossene Reichskonkordat zwischen dem Hitler-Regime und dem Hl. Stuhl in meinem Entschluß, der SA beizutreten, salviert zu fühlen, ebensowenig wie ich mich durch gewisse Kundgebungen von deutschen Bischöfen dazu ermuntert sah. Mir war klar, daß das Konkordat für Hitler als ein Alibi vor der Weltöffentlichkeit dienen sollte; es ist nicht zu leugnen, daß es für ihn seinen Zweck in gewissem Umfange erfüllt hat. So hat es mich kaum erstaunt, als ich später in den vertraulichen Informationen des „Promi“ las, der Führer stehe auf dem Standpunkt, daß deutsche Staatsbürger sich nicht auf das Reichskonkordat berufen dürften; es sei ein Abkommen zwischen zwei auswärtigen Mächten, für das auf deutscher Seite allein die Reichsregierung zuständig sei. Gewundert hat mich höchstens die Unverfrorenheit, mit der solches verkündet wurde.

Spöttisch, aber aufschlußreich äußert sich Ernst v. Salomon über die Situation der SA „nachher“. Er schreibt über den SA-Obergruppenführer Ludin, den man zum Botschafter in der Slowakei gemacht hatte und mit dem Salomon nach Kriegsende in einem amerikanischen Lager zusammengetroffen war: „Ludin war stolz

bis zuletzt, gerade SA-Führer gewesen zu sein — hatte sich doch gerade die SA zumindest in den Augen der breiten und passiven Bevölkerung am eindeutigsten von der eigentlichen Sturmtruppe der Revolution zur harmlosesten und bravsten Formation der Macht gewandelt, selbst der Luftschutz und die NSV hatten zum Schluß realere Aufgaben als die SA — ich beobachtete mit Vergnügen das nervöse Zucken von Ludins Augenlidern, wenn fröhliche SS-Unterscharführer ihn mit Stolz darauf verwiesen, daß sie zumindest in der Bewertung der Amerikaner als simple kleine Chargen seinem hohen Range gleichgestellt waren³³ (Ludin ist am 28. Januar 1948 von den Tschechen durch den Strang hingerichtet worden). Tatsächlich führte auch in Braunsberg die SA seit dem sogenannten Röhmputsch von 1934 ein kümmerliches Dasein neben SS und PO (Politische Organisation).

Wenn man dem Teufel den kleinen Finger gibt, nimmt er die ganze Hand. Diese Erfahrung mußte ich auch machen, nachdem ich der SA beigetreten war. Er erschien nicht lange nach meinem Eintritt in die SA in meiner Redaktionsstube in Gestalt eines normalen Studienrats, ob in SS-Uniform oder nicht, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls stand sie ihm zu, obschon das schwarzhaarige Männlein nicht im geringsten dem blonden Recken glich, wie ihn Film und Fernsehen heute als den SS-Mann vorstellen. Er komme kraft seines Amtes als Kulturbeauftragter der NSDAP (oder wie er sich titulierte), sagte er, und er forderte mich auf, im Zuge der Gleichschaltung der Vereine den Vorsitz des Historischen Vereins für Ermland zu übernehmen. Ach du dreimal sieben, dachte ich bei mir. Ich sollte meinen verehrten alten Lehrer Franz Buchholz, gegen den es ging, da er als letzter Vorsitzender der Braunsberger Zentrumspartei den neuen Herren höchst anrühlig war, von seinem Posten verdrängen? Unmöglich. Aber was tun? Da kam mir im richtigen Augenblick der rettende Gedanke: „Der Historische Verein ist ein überregionaler Verein!“ „Ein überregionaler Verein?“ echote der Studienrat, sogar, wie mir schien, erleichtert. „Dann fällt er nicht in meine Zuständigkeit! Heil Hitler!“ „Heil Hitler!“ Und er entschwand so schnell, wie er gekommen war. Mein Kollege Herrmann, der nebenan das Gespräch angehört hatte, schaute grinsend um die Ecke, und ich grinste mit, obwohl mir nicht ganz danach zumute war, denn ich war, um schon im Bilde zu bleiben, soeben noch dem Teufel entronnen, auch wenn der gute Herr Studienrat allenfalls als sein Abgesandter aufgetreten war. Diesmal war es allerdings nur ein kleiner Teufel. Dann griff auch ein großer nach mir.

Am 9. November 1938 wurde die Braunsberger SA zu einem Sonderdienst auf dem alten Kasernenhof befohlen. Mit den üblichen Phrasen und Parolen wurde des Hitlerputsches in München 1923

33 E. v. SALOMON, Der Fragebogen (ro-ro-ro Nr. 0419). Reinbek 1961, S. 637 f.

gedacht. Bei der Gelegenheit wurde ich zum Rottenführer befördert, womit ich wie die Obergefreiten bei der Wehrmacht aufs Abstellgleis geschoben war. Bei Dienstschluß wurde den SA-Männern, vom Scharführer aufwärts, zumeist alten Kämpfern, befohlen zurückzubleiben. Zu welchem Zwecke, wurde nicht gesagt, interessierte mich auch nicht, weil ich davon nicht betroffen war. Mit zwei Freunden gleichen Kalibers ging ich noch im *Rheinischen Hof* ein Bier trinken. Zu Hause sah ich vom Fenster meines Wohnzimmers einen Feuerschein. Ich überlegte, wo's brennen konnte, kümmerte mich aber nicht weiter drum, weil ich zu müde war. Am Morgen erfuhr ich, daß es die Synagoge war und auch sehr bald, daß sie von SA-Männern angezündet war. Dazu also hatte man sie dabehalten. Mein erster Gedanke: ein Gotteshaus! Dann fiel es mir ein, daß wir im *Rheinischen Hof* in unmittelbarer Nähe der Brandstelle gegessen hatten; hätten wir das Feuer bemerkt, als wir ihn verließen, wären wir in unseren Uniformen ahnungslos darauf zugegangen. Sogleich drängte sich mir die Frage auf (und sie verläßt mich auch auf die alten Tage nicht): Wie hätte ich mich verhalten, wenn ich zum Anzünden der Synagoge kommandiert worden wäre? Hätte ich den Mut aufgebracht, mich zu drücken, mit allen Folgen, die sich daraus ergeben konnten, nicht zuletzt in beruflicher Hinsicht? Ich hätte damit rechnen müssen, daß man auf mich besondere Obacht gab, weil ich schon wegen meiner Tätigkeit in der, gelinde gesagt, ungeliebten *Ermländischen Zeitung* als unsicherer Kantonist galt. Gern würde ich sagen, daß ich mich trotzdem gedrückt hätte. Aber ich kann es nicht. Ich kann nur sagen, daß ich glücklich bin, nicht zu dem furchtbaren Frevel befohlen worden zu sein. Seitdem weiß ich genau, was das Sprichwort bedeutet: Wer dem Teufel den kleinen Finger reicht . . . Ich war dem Teufel noch einmal entronnen. Das mag sich pathetisch anhören, aber so war es.

Die weiteren Vorgänge damals sind unter der fürwahr beschönigenden Bezeichnung Reichskristallnacht, die Dolf Sternberger zu Recht beanstandet, in die Geschichte eingegangen. Gemeint sind die Demolierungen und Plünderungen der jüdischen Geschäfte. Die Plünderungen wollte man dann nicht gelten lassen. Hermann Göring, damals als Beauftragter für den Vierjahresplan ein wichtiger Mann, soll getobt haben, als er von der sinnlosen Vernichtung von Vermögenswerten in Millionenhöhe erfuhr. So sah dann die Reparatur der Schäden aus: Der SA-Mann H. wurde vom Sturmführer vor versammelter Mannschaft aufgefordert, den Schlips, den er bei Schachmann hatte mitgehen lassen, zurückzubringen. Damit war in der Tat ein wesentlicher Teil des Schadens wiedererstattet, und die SA hatte ihr Gesicht gerettet (wenn sie überhaupt eins hatte). Da konnten wir nur noch feixen. Der Schlips des SA-Mannes H. ist als Satyrspiel zur Tragödie in die Geschichte der Braunsberger Kristallnacht eingegangen. Natürlich war H. kein

alter Kämpfer; einen solchen hätte man nicht auf diese Weise bloßgestellt.

Hier soll ein Wort zu der Frage gesagt sein, ob es in Braunsberg und im Ermland einen Antisemitismus gegeben hat. Ich vermag im Augenblick nicht zu sagen, ob jemand über das Judenproblem im Ermland geschrieben hat. So kann ich nur aus eigenen Erfahrungen als alter Ermländer vom Jahrgang 1905 sprechen. In meinem Braunsberger Elternhaus konnte ich, wenn ich es richtig ausdrücke, eine gewisse Zurückhaltung gegenüber den Juden spüren. Wirklich abfällige oder gar gehässige Bemerkungen über die Juden vermeine ich von meinen Eltern nicht vernommen zu haben. Die Konfektionsgeschäfte waren bis auf eines in jüdischen Händen. Nichtjüdisch war nur das von Bernhard Wichert. Dort kauften die Eltern ein, vorzugsweise, gelegentlich auch bei Jacob Klein und den Geschwistern Schachmann. Zu der Haltung der im Ermland sehr einflußreichen Kirche ist auf die inzwischen bereinigte Stelle in der Karfreitagsliturgie hinzuweisen.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Rasensportverein Braunsberg mehr und mehr ein Sammelpunkt von Antisemiten, wobei zu beachten ist, daß ein großer, wenn nicht der größere Teil seiner Mitglieder kaum aus Braunsberger und ermländischen Familien stammte. Einen scharfen antisemitischen Kurs steuerte der Vorsitzende des Vereins Fritz Puschke, der in der NS-Zeit Reichsmechanikermeister geworden ist. Er war mit Sicherheit kein Ermländer. Jeder Fußballfreund weiß, wie rar nach der damaligen Spielanlage gute Linksaußen waren. Der Rasensportverein hatte einen, aber er hieß Cohn und war ein Jude, und so trennte man sich eines Tages von ihm, in „gütlichem Einvernehmen“, wie man zynisch verlauten ließ. In der Neujahrsnacht 1923/24 kam es auf der Straße zu Rempelen zwischen Gästen des Kaufmanns Schachmann und Mitgliedern des Rasensportvereins. Dabei erschöß der jüdische Student Wechselmann aus Königsberg den Rasensportler Kirstein (der allerdings ein Ermländer war, aber mit der alten Braunsberger Bürgerfamilie gleichen Namens nichts zu tun hatte). Der Täter wurde vom Landgericht Braunsberg zu einer verhältnismäßig geringen Haftstrafe verurteilt, da die Vorgänge in der dunklen Nacht, bei denen der Alkohol eine erhebliche Rolle spielte, nicht restlos aufgeklärt werden konnten und das Gericht zugunsten Wechselmanns Notwehr nicht ausschloß. Immerhin fiel auf, daß der Student das Bedürfnis fühlte, einen Revolver bei sich zu tragen; solches war in unseren friedlichen Regionen eigentlich ungewöhnlich. Die Affäre erregte natürlich die Gemüter auch außerhalb von Braunsberg und seinem engeren Umfeld; doch kann ich mich nicht entsinnen, daß sie in der breiteren Bevölkerung eine antisemitische Stimmung auslöste.

Als militanter Antisemit führte sich zu meiner Zeit auf dem Braunsberger Gymnasium ausgerechnet ein Mitschüler auf, der

nach dem Abitur den Priesterberuf wählte, allerdings nicht zu seinem und der Kirche Heil. Sonst hatten die wenigen jüdischen Mitschüler (in meiner Klasse hatten wir keinen) gewiß nichts zu leiden, auch wenn z. B. schon einmal das Wort Schacherjud fiel (übrigens soll schon Karl Marx das Wort Schacher mit den Juden in Verbindung gebracht haben). Wie ich den Satz wieder lese, ist mir nicht wohl. Warum sollten die jüdischen Mitschüler überhaupt etwas zu leiden haben? Waren sie nicht Menschen wie wir?

Was mir aus meiner Jugendzeit in Erinnerung geblieben ist: Als ich einmal an einer Schmiede vorbeiging, ließ dort ein jüdischer Pferdekaufmann seinen Gaul beschlagen. Er wurde von einem angetrunkenen Bauern, der mit ihm schlechte Erfahrungen gemacht haben wollte, auf Plattdeutsch angepöbelt. Ich höre noch das Wort Lompejud. Der Meister wies den Bauer nicht etwa zurecht, er grinste nur. Der Sohn des Pferdehändlers saß im Gymnasium eine Klasse vor mir. Er war, ich sage das absolut akzentfrei, das, was man damals unter einem jüdischen Intellektuellen verstand. Er hat auch in der Emigration der alten Schule die Treue gehalten. Als amerikanischer Staatsbürger besuchte er von Prag aus seinen alten Braunsberger Lehrer Dr. Candidus Barzel in Berlin. Nach 1945 organisierte Kurt Laumann als einer der ersten in New York Hilfe für seine ehemaligen Freunde und Kollegen³⁴.

Besonders angesehene jüdische Mitbürger waren in Braunsberg der Zahnarzt Dr. Hirschfeld und der Apothekenbesitzer Martin Wolff. Als Dr. Hirschfeld, ein stiller, vornehmer Mann, noch vor 1933 gestorben war, folgten seinem Sarg auf dem Wege durch die Stadt zum Friedhof auch der Professor an der Akademie Dr. Switalski und der Arzt Dr. August Tietz. Darüber konnte sich eine walkürenhafte Dame nicht genug erregen. Herr Wolff versäumte es, sich nach der Machtübernahme rechtzeitig abzusetzen, weil er meinte, die Deutschen seien ein Kulturvolk (so hat er es zu einem Klassenkameraden seines Sohnes gesagt). Er konnte die Apotheke zwar noch verkaufen, aber zur Emigration war es zu spät. Er ist dann nach Berlin gezogen, wo die Juden wenigstens noch stärker unter Wind waren, stärker jedenfalls als in der Provinz — auch in Braunsberg. In Berlin hat sich Frau Maria Barzel des Ehepaares Wolff angenommen. Sie kannten sich gut aus der Zeit, als Dr. Candidus Barzel Studienrat am Braunsberger Gymnasium war. Ich bin Herrn Wolff, der ein sehr kunstliebender Mann war, in Berlin noch einmal begegnet, wie er auf dem Gendarmenmarkt den Spielplan von Gründgens' Staatstheater studierte. Auf meine dumme Frage, ob er nicht einmal hineingehen wolle, konnte er nur sagen: Sie wissen doch, wir dürfen nicht! Auch das Ehepaar Wolff hat den Weg in ein Vernichtungslager antreten müssen.

34 Er ist im August 1978 gestorben. Vgl. BRAUNSBURG-OSTPREUSSEN — UNSERE SCHULEN. Heft 29 (Sommer 1979) S. 16.

Mit der Reichskristallnacht war das Schicksal der letzten Braunschberger Juden besiegelt. Die bis dahin noch gebliebenen jüdischen Geschäfte wurden „arisiert“, woran sich auch Braunschberger Bürgersöhne beteiligten. Was mit ihren bisherigen Inhabern geschah? Eines Abends berichtete unsere Mutter, sie sei in der Hindenburgstraße vorbeigekommen, als das alte Ehepaar Leopold Aris, ein Philemon-und-Baucis-Paar, das keiner Fliege etwas zuleide getan hatte, auf ein Fuhrwerk geschafft und in Richtung Bahnhof weggekarrt (das Wort ist hier am Platze) wurde. Auch hier die Frage: Wohin? Wir waren von dem, was damals mit den Juden geschah, gewiß bedrückt, aber durfte es dabei sein Bewenden haben? Was hätten wir sonst noch tun können und müssen? Die Fragen sind nicht mit einem Achselzucken zu beantworten. Warum blieb der Aufschrei des ganzen deutschen Volkes aus, den man wegen der Schändung eines Teiles seiner Mitbürger hätte erwarten müssen und der allein das Unheil hätte aufhalten können? Jetzt vernehme ich wieder den Einwand: Wie sollten wir das Unheil aufhalten, wenn wir von ihm in seinem ganzen Ausmaß nichts gewußt haben? Fragen, Fragen, für die wir keine rechte Antwort finden zu können glauben. Doch muß schon auf eine Stelle in einem viel diskutierten Buch des 1925 im ostpreußischen Angerburg geborenen Kölner Historikers Andreas Hillgruber³⁵ hingewiesen werden. Im Hinblick auf die Massenmorde an den Juden schreibt er von der „Hinnahme des zumindest dunkel geahnten grauenhaften Geschehens durch die Masse der Bevölkerung“³⁶. Das trifft gewiß für die meisten meiner Generation zu, auch für uns Journalisten, die wir, von Berufs wegen zur Neugier verpflichtet, hinter das „dunkel Geahnte“ hätten vorzustößen versuchen müssen, auch wenn wir die Ergebnisse nicht publizistisch verwerten durften. Auch wir steckten, simpel gesagt, den Kopf in den Sand. Ich erinnere mich aus der Zeit, als ich in Litzmannstadt und Berlin im politischen Teil eingesetzt war, an keine Sprachregelungen zur Judenfrage. Die Juden galten damals wohl schon als „nicht existent“. Wahrscheinlich hat es aber früher Anweisungen des Reichspropagandaministeriums gegeben, so zur sogenannten Reichskristallnacht im November 1938³⁷. Doch interessierten mich damals wegen meines Ressorts nur die kulturpolitischen Parolen. Ansonsten war ich glücklich, daß ich von der SA nicht zum Anzünden der Synagoge kommandiert worden war. Wenn meiner Generation ihr Versagen gegenüber den Juden vorgeworfen wird, so kann man nur wünschen, daß die folgenden Generationen besser bestehen. Hillgruber wirft am Ende seines Buches zu dem grausigen Geschehen „die Frage einer möglichen Wiederholung unter anderem ideologischen Vorzeichen in tatsächlich oder

35 A. HILLGRUBER, Zweierlei Untergang. Die Zerschlagung des Deutschen Reiches und das Ende des europäischen Judentums. Berlin 1986.

36 Ebd. S. 98.

37 Vgl. GILLESSEN, S. 376 ff.

vermeintlich wiederum extremen Situationen und Konstellationen“ auf. „Hier wird ein zentrales Problem der Gegenwart und Zukunft berührt . . . Hier geht es um eine fundamentale Herausforderung an jedermann“³⁸.

Es mag nicht lange nach seiner Machtübernahme gewesen sein, als Adolf Hitler höchstpersönlich in Braunsberg auftrat. Das Wort aus der Theatersprache ist wohl angebracht, denn er bewies auch hier seine Kunst des Sich-in-Szene-Setzens. Von Elbing kommend fuhr er mit seinem gewaltigen Mercedes durch die Stadt. Ich darf mich erinnern: Es war noch vor dem Ersten Weltkrieg, als wir kleinen Volksschüler in der Langgasse aufgereiht wurden, um den Kaiser Wilhelm zu begrüßen. Dieser fuhr von seinem Landgut Cadinen am Frischen Haff zu seinem Jagdschloß Rominten, um dort die obligaten Hirsche zu schießen. Hoch im offenen Auto in einer prächtigen Jägeruniform thronend brauste der Kaiser an uns vorbei. Auf unsere Hurrarufe reagierte er nur mit einem starren Lächeln. Daß er uns zuwinkte, hätte nicht zu ihm gepaßt. Er war der Kaiser und wußte, was er diesem schuldig war. Ganz anders der mit allen Wassern der Demagogie gewaschene Volkstribun Adolf Hitler. Er verdankte seine Stellung nicht wie der Kaiser seinen Ahnen, sondern ausschließlich dem Volke, dessen er sich bemächtigt hatte und immer von neuem bemächtigen mußte. Wilhelm II. saß hoch im Wagen, Hitler stand in ihm, wesentlich tiefer, aber auch nicht zu tief. Der Kaiser ließ den Wagen rasen, Hitler gebot ihm einen langsamen Gang. Natürlich war, um es salopp zu sagen, alles, dessen man nur habhaft werden konnte, zusammengetrommelt worden, Parteigliederungen, Organisationen, Schulen usw. usw. — die Wehrmacht war wohl noch nicht aufgestellt —, um dem Führer den gebührenden Empfang zu bereiten. Diesmal waren Heilrufe zur Begrüßung des Gastes aus der Hauptstadt befohlen worden. Vom Hurra über ein Hoch zum Heil — auch ein Wandel. Hitler grüßte zurück. Die Linke umfaßte das Koppelschloß der betont schlichten Uniform, mit der Rechten schlenzte er markigen Blickes den deutschen Gruß auf seine Art abwechselnd nach der rechten und linken Straßenseite zu seinem Volk oder was er dafür hielt. Das war auf seine todsichere Wirkung tausendmal geübt.

Schon von Berufswegen zur Teilnahme an dem Spektakel verpflichtet, hatte ich mich auf dem nach Adolf Hitler umbenannten Vorstädtischen Markt vor Kutschkows Ecke postiert, wo ich einen guten Blick auf die von der Mühlenbrücke anrollende Kolonne mit dem Führerwagen an der Spitze hatte. Auch hatte hier die NS-Frauenschaft in ihrer neckischen Tracht, die möglicherweise von Hitler selbst entworfen war, Stellung bezogen. Von ihr konnte ich am ehesten eine „Sensation“ erwarten. Ich wurde nicht enttäuscht. Als der Führerwagen sich näherte, hub die NS-Frauen-

38 HILLGRUBER, S. 99.

schaft mächtig an zu schreien und zu gestikulieren. Dadurch aufmerksam gemacht, hieß Hitler den Schofför, den Wagen an die Seite zu fahren und anzuhalten. Kreischend fielen die NS-Damen über ihren geliebten Führer her. Hitler amüsierte sich offensichtlich über den Zauber, den sie um ihn vollführten. Der zynische Menschenverächter trieb wieder einmal sein Spiel mit der Erbärmlichkeit seiner Mitmenschen. Es will mir aber immer noch unfaßbar erscheinen, daß der gleiche Mann, der auf dem Braunsberger Marktplatz mit seinen Anbeterinnen scherzte, dann eiskalt den Tod und das Elend von vielen Millionen auf sich nahm.

Von meinem Standort aus hätte ich Hitler, schlicht gesagt, umlegen können. Aber erstens hatte ich keinen Revolver bei mir und zweitens verstehe ich noch heute nicht, mit dem Ding umzugehen, und drittens und letztens würde ich schamlos lügen, wollte ich behaupten, ich hätte damals auch nur einen Augenblick daran gedacht, Hitler „umzulegen“. Ein Ermländer tut solches nicht, und wär's sein Todfeind. Von der Bravheit der Ermländer war man auch überzeugt, als man uns Hitler geradezu auf dem Präsentierteller darbot. Abgesehen davon, daß die Straßen während der Durchfahrt für den übrigen Verkehr gesperrt waren, wurden keine weiteren Sicherungsmaßnahmen sichtbar. Es wäre für einen wirklichen Mordschützen ein Leichtes gewesen, Hitler zu treffen. Wie ich dies schreibe, treten mir die Bilder vom Anschlag auf Kennedy vor Augen. Aber ein Vergleich will sich nicht einstellen. Hitler war nicht Kennedy, Braunsberg nicht Dallas, was vor allem nicht unbedacht bleiben sollte: In einer Diktatur leben auch Attentäter gefährlicher als in einer Demokratie. So konnte Hitler unbeschädigt den Braunsberger Boden auf der Reichsstraße Nummer Eins in Richtung der Provinzial-, damals sagte man eher Gauhauptstadt Königsberg verlassen.

Am nächsten Morgen brachte der *Völkische Beobachter* einen Bericht mit der mehrspaltigen Überschrift: „Adolf Hitlers Triumphfahrt durch das Ermland.“ Das also war des Pudels Kern. Die NSDAP hatte sich mit dem Ermlande zunächst schwer getan. Jetzt sollte gesagt werden: Seht ihr, nun haben auch die schwarzen Ermländer dem Führer ihre Gefolgstreue bekundet. Was machte es der großzügigen Propaganda aus, wenn Hitler das Ermland nur an seiner äußersten nördlichen Spitze in einer Breite von knapp zwanzig Kilometern durchfahren hatte? Allerdings lagen an der Strecke die Bischofsstadt Frauenburg und die alte Hauptstadt Braunsberg. Wozu bemerkt werden darf, daß weder der Domberg noch das alte Braunsberg vom Führerbesuch Notiz genommen haben werden. Die Bewohner des weiteren Ermlands werden nicht schlecht gestaunt haben, als sie die Überschrift im VB vor Augen bekamen, vorausgesetzt, daß sie ihn überhaupt lasen. Aber das Gauorgan *Preußische Zeitung* wird ähnlich berichtet haben. Was wir auf der *Ermländischen Zeitung* aus der „Triumphfahrt“ machten, vermag

ich nicht mehr so recht zu sagen. Vermutlich brachten wir einen Eigenbericht mit Anlehnung an den des Deutschen Nachrichtenbüros. Vielleicht kriege ich ihn noch einmal zu Gesicht, irgendwo sollen Jahrgänge der *Ermländischen Zeitung* aufgetaucht sein. Möglicherweise fanden um die Zeit auch die Prozesse gegen die Priester und Ordensleute statt, die den katholischen Volksteil der Kirche entfremden sollten. Dann war die Regie abgestimmt. Doch wie diese Prozesse ihr Ziel nicht erreichten, so wurde auch Hitlers „Triumphfahrt“ im Ermland nicht als das einzigartige Ereignis empfunden, als das sie herausgestellt wurde.

Wie ich eines Nachmittags vom Rathaus her die Langgasse hinunterging, kam mir ein anderer pompöser Wagen entgegen. Wer darin saß: der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda Dr. Joseph Goebbels mit einigen seiner Schranzen. Ihn erspähte auch ein Grüppchen Frauen, die vor dem Hause des Schuhmachermeisters Seth ein Schwätzchen hielten. Flugs stürzten sie auf das Auto zu, Goebbels ließ es sogleich anhalten — das weitere wie oben, wenn sich diese Frauen auch nicht ganz so krisselig aufführten wie ihre Geschlechtsgenossinnen vor dem Führer. Immerhin erklärte eine von ihnen, nachdem der Herr Minister weitergebraust war, noch ganz atemlos: Ich habe nicht Heil Hitler gerufen, sondern Heil Goebbels! Ein wahrhaft großartiger Einfall. Was schon merkwürdig war: Den Machthabern des Dritten Reiches wurde doch immer wieder durch ausgeklügelte Abstimmungen bestätigt, daß sie der fast hundertprozentigen Zustimmung des deutschen Volkes sicher seien. Aber sie müssen der Sache doch nicht ganz getraut haben, sonst hätten sie nicht jede Gelegenheit wahrgenommen, sich direkt vom Volke bestätigen zu lassen, auch wenn ihnen dieses nur in Gestalt von kommandierten Haufen oder zufälligen Häuflein entgegentrat.

Was mir in Braunsberg oblag: die Berichterstattung über die größeren Prozesse, soweit sie vor dem Braunsberger Landgericht stattfanden. Ich darf dazu auf meine ausführlichen Darstellungen sowie die einschlägigen Stellen in dem Buch von Reifferscheid³⁹ verweisen. Der erste politische Prozeß vor dem Braunsberger Landgericht in der NS-Zeit galt dem früheren Landrat von Pr. Holland Dr. Robert-Tornow. Ihm wurde Verschleuderung von öffentlichen Geldern vorgeworfen, doch stellte sich in einer Geheimsitzung heraus, daß diese zum Aufbau der sog. Schwarzen Reichswehr verwandt worden waren, worauf das Verfahren eingestellt wurde. Eine pikante Note erhielt der Prozeß dadurch, wie Robert-Tornow auf den Vorwurf reagierte, daß er einen jüdischen Vorfahren habe.

39 H. PREUSCHOFF, In schwerer Zeit bewährt. Erinnerungen an Rechtsanwalt Dr. Paul Neumann. In: UNSERE ERM-LÄNDISCHE HEIMAT 24 (1978) Nr. 4, S. IX—XII. — G. REIFFERSCHIED, Das Bistum Ermland und das Dritte Reich. (BONNER BEITRÄGE ZUR KIRCHENGESCHICHTE, Bd. 7 und ZGAE, Beiheft 1.) Köln-Wien 1975, S. 150 f., 174 f., 221 f.

Das stimme, sagte der Landrat a. D., dieser Ahn habe Friedrich d. Gr. den Siebenjährigen Krieg finanzieren helfen und dafür vom König eine goldene Tabakdose erhalten, die noch heute von der Familie in Ehren gehalten werde. Worauf der Staatsanwalt, der den jüdischen Vorfahren ausgegraben hatte, nur noch ein betretenes Gesicht machen konnte.

Im Erzpriesterprozeß, so genannt, weil die Hauptangeklagten die Erzpriester Schulz, Braunsberg, und Hoppe, Mehlsack, waren, ging es um einen Verstoß gegen den seit dem Kulturkampf existierenden Kanzelparagraphen. In einer Kanzelverkündigung war der Polizeibeamte, der bei einer Bezirksversammlung der katholischen Arbeitervereine in Mehlsack im Kohlhaasschen Saal hinter dem Vorhang den Verlauf der Tagung mitgeschrieben und diese Niederschrift an die NS-Stellen weitergegeben hatte, als Lügner bezeichnet worden. In seiner Verteidigungsrede wies Erzpriester Schulz auf seinen ständigen Kampf gegen den Sozialismus hin. Wie er immerfort vom Sozialismus sprach, glaubte ich auf den Gesichtern der Richter und der im Zuschauerraum anwesenden Parteifunktionäre eine gewisse Unruhe registrieren zu können. Mir war der Grund bald klar. Die neuen Herren hatten ja im zweiten Teil ihrer Firma den Sozialismus für sich in Anspruch genommen. Heute reden die Sozialisten allerdings lieber von Faschisten, wenn sie die Nationalsozialisten meinen, was in vieler Hinsicht unzutreffend ist. Man will nicht zugestehen, daß die Nationalsozialisten mehr vom Sozialismus hatten, als dessen heutige Vertreterzugeben. Erzpriester Hoppe wurde in seinem letzten Wort weich, während der mitangeklagte Kaplan Saueremann eine feste Haltung bewahrte. Obwohl er auch die Erklärung von der Kanzel verkündet hatte, wurde der würdige Prälat Boenigk wohl wegen seines Alters zu seiner Erleichterung von der Anklage verschont. 1941 ist er dann aber doch vom Braunsberger Gericht wegen einer anderen Sache zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden⁴⁰.

Zusätzlich zu der Bemerkung Reifferscheids, daß auf Grund eines Gespräches zwischen Bischof Maximilian und dem Gauleiter und Oberpräsidenten Koch in Marienwerder den verurteilten Geistlichen Strafnachlaß gewährt worden sei⁴¹, darf ich auf meine in Köln geführten Gespräche mit dem damaligen Generalvikar Dr. Marquardt über den Vorgang verweisen. Danach habe Koch den Bischof als wortbrüchig bezeichnet, weil er ihm in Marienwerder angeblich versprochen habe, Erzpriester Schulz von Braunsberg zu versetzen, was dann nicht geschehen sei. Dr. Marquardt bedauerte in dem Zusammenhang, daß der Bischof zu dem Gespräch mit Koch in Marienwerder keinen Zeugen mitgenommen habe, während die Parteifunktionäre, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, stets einen

40 Vgl. REIFFERSCHIED, S. 251, Anm. 48. — L. PLOETZ, Fato profugi. Vom Schicksal ermländischer Priester 1939—1945. Kiel 1965, S. 15.

41 Vgl. REIFFERSCHIED, S. 151, Anm. 51.

solchen neben sich sitzen hatten. Jedenfalls war seitdem das Verhältnis zwischen unserem Bischof und dem Gauleiter äußerst gespannt, und Koch hat Maximilian Kaller geschadet, wo er nur konnte. So hat er z. B. mit Sicherheit die von kirchlicher Seite vorgesehene Versetzung Kallers auf andere Bischofsstühle, etwa nach Kardinal Schultes Tod (1941) auf den Kölner, dank seines großen Einflusses erfolgreich hintertrieben. Die Macht der Gauleiter im Dritten Reich kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Über den Prozeß gegen den Domvikar Werner Kreth wegen Vergehens gegen den § 175 1937 durfte die *Ermländische Zeitung* nicht selbst berichten, sondern mußte den Bericht des Deutschen Nachrichtenbüros (DNB) übernehmen. Wie es das Gerücht wissen wollte, sollen, als die Vergehen Kreths nicht mehr zu verheimlichen waren, Parteifunktionäre den engagierten Parteigenossen Kreth in Frauenburg aufgesucht und beim Abschied einen Revolver auf seinen Tisch gelegt haben. Wenn dem so war, hat er von dem Revolver keinen Gebrauch gemacht. Man hat dann versucht, den Fall ausschließlich gegen die Kirche auszuschlachten, mit sehr geringem Erfolg, denn Kreths Eintreten für die Partei und überhaupt sein ganzes Verhalten waren nicht geeignet gewesen, ihm irgendwelche Sympathien in der katholischen Bevölkerung zu verschaffen. Daß er Konvertit war, sei nur am Rande erwähnt.

Der Prozeß gegen Kreth war nur einer in der großen Reihe der Sittlichkeitsprozesse gegen katholische Priester und Ordensbrüder, womit man das katholische Volk der Kirche abspenstig zu machen hoffte. Die Berichte darüber waren für unsere Zeitung eine große Belastung, doch durften wir keinen auslassen. Das Gaupropagandaamt hatte uns, weil unsere Leserschaft sich vornehmlich aus Katholiken zusammensetzte, noch ausdrücklich aufmerksam gemacht, daß wir sämtliche Berichte zu bringen hätten; man werde uns daraufhin kontrollieren. Man wird sagen dürfen, daß das Ziel, das die Prozeßlawine gegen die Geistlichen sich gesteckt hatte, nicht erreicht worden ist, ebensowenig wie die zahlreichen Prozesse, die Klöstern wegen angeblicher Devisenvergehen gemacht wurden. Wenn die ermländischen Katharinen von einem solchen Prozeß nicht betroffen wurden, so verdankten sie dies, daß sie den Warnungen des sachkundigen Caritasdirektors Steinki vor einem gewissen Hofius, der die Devisengeschäfte mit Holland vermittelte, gefolgt sind. Übrigens war nach einer Aussage des Berliner Bischofs Graf Preysing das Urteil gegen Kreth das härteste, das im Verlauf der Sittlichkeitsprozesse gegen kirchliche Personen verhängt worden ist (zweölf Jahre Zuchthaus und Sicherungsverwahrung; doch ist Kreth bereits 1942 an Tuberkulose im Zuchthaus Wartenburg gestorben). Man wird in dem harten Urteil gegen Kreth die Rache der Partei an einem Mann sehen dürfen, den sie erst als einen der ihrigen groß herausgestellt hatte, durch den sie sich dann aber aufs schwerste bloßgestellt fühlte. Der Vorsitzende,

dem man es deutlich anmerkte, wie sehr ihn die Last dieses Prozesses drückte, betonte in der Urteilsbegründung, daß Kreth schwerste Schuld gegenüber der Partei und der Kirche auf sich geladen habe. Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als auch schon der Pressereferent des Gerichts, Landgerichtsrat F., auf mich zukam: Was der Vorsitzende von der Partei gesagt habe, komme nicht in die Zeitung. Ich konnte ihn beruhigen: Von mir komme überhaupt nichts in die Zeitung.

Kreth ist dann vom Zuchthaus aus noch einmal im Braunsberger Gericht erschienen. Nach dem Prinzip „Den letzten beißen die Hunde“ wurde dem Frauenburger Ortsgruppenleiter Postamtman Jaschinski der Prozeß wegen unterlassener Anzeige der ihm bekannten Verfehlungen Kreths gemacht. Das war infame Heuchelei, denn auch höhere Parteimänner — wie Kreth in einem in Wartenburg erstellten Exposé ausgeführt hat — haben mit Sicherheit davon gewußt. Aber sie konnten, indem sie dem untersten Funktionär die Schuld zuschoben, ihre Hände in Unschuld waschen. Kreth erschien zu dem Prozeß natürlich in Zivilkleidung, im schwarzen Anzug und dem von ihm bevorzugten gelben Oberhemd. Das Interessante an dem Prozeß war die Feststellung, daß es eine Direktleitung zwischen Kreth und dem Postamtman und Ortsgruppenleiter gegeben hatte. Ausgerechnet Kreth hatte man zum Kapitelssekretär gemacht, und nach jeder Sitzung des Domkapitels berichtete er brühwarm Jaschinski über deren Verlauf. Als nach seiner Aussage der Vorsitzende zu Kreth sagte, nun müsse er ihn noch vereidigen, war dieser überrascht. Ja, wenn er vereidigt werde, meinte er, müsse er sich noch einmal überlegen, was er gesagt habe. Doch nach einer Weile leistete er dann doch den Eid ohne Korrekturen seiner Aussage. Am Nachmittag desselben Tages war in Königsberg eine Pressekonferenz. Da dachte ich bei mir: Probier's mal! Ich setzte über die Verhandlung einen, wie ich glaubte, geschickten Bericht auf. Aber als ich diesen in Königsberg dem Pressereferenten Nestler vorlegte, riet dieser mir in bestem Sächsisch: Wenn Ihnen Ihr Kopf lieb ist, lassen Sie die Finger davon! Ich gestehe, daß mir mein Kopf lieb war.

Am folgenden Prozeß, der eigentlich ein Doppelprozeß war, konnte ich gleichfalls als Berichterstatter teilnehmen. Am 3. Juni 1937 waren in der Mehlsacker katholischen Volksschule ca. 150 Personen zusammengeströmt, weil das Gerücht umging, die Schule sollte in eine Gemeinschaftsschule verwandelt werden. Die Staatsanwaltschaft in Braunsberg erhob gegen sechs „Rädelsführer“ Anklage wegen Hausfriedensbruchs, worauf sie zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Wie schwer die Formfehler, die in Braunsberg begangen wurden, gewesen sein müssen, ist daraus zu ersehen, daß das Reichsgericht in Leipzig nicht nur — wir schrieben immerhin schon das vierte Jahr der NS-Herrschaft — das Braunsberger Urteil aufhob, sondern auch die Neuverhandlung

wegen zu großer Befangenheit dem Braunsberger Landgericht nahm und dem Elbinger zuwies. Hier merkte man von vornherein ein anderes Klima. Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Hennig, ließ die Angeklagten alsbald seine Sympathien spüren. Sie waren von Rechtsanwalt Neumann, der die hauptbeschuldigte Arztfrau Maria Menzel vertrat, und seinen Kollegen angewiesen worden zu sagen, daß sie nicht etwa in der Schule protestieren, sondern sich nur erkundigen wollten, ob an dem Gerücht der Einführung der Gemeinschaftsschule etwas Wahres sei. Und da so viele Eltern aus dem Grunde zusammentrafen, sei es zwangsläufig etwas laut zugegangen. Hennig ließ die Behauptung der Angeklagten gelten und sprach sie frei. Nur der Bauer Hugo Müller hatte die Marschroute nicht ganz mitbekommen. Das brachte ihm, der wahrscheinlich der Harmloseste der Angeklagten war, einen Monat Gefängnis ein; die Strafe war aber durch die Untersuchungshaft verbüßt. Hennig gab für Müller sogar eine Ehrenerklärung ab. Il y a des juges en Prusse — Es gibt noch Richter in Preußen: Der an sich unverbürgte, aber gern zitierte Ausspruch des Müllers von Sanssouci gegenüber Friedrich dem Großen trifft auf das Urteil des Elbinger Landgerichts zu, durch das das Braunsberger Gericht und die hinter ihm stehenden Parteistellen natürlich schwer blamiert waren. Sie mußten das endgültige Elbinger Urteil in ohnmächtiger Wut hinnehmen.

Da wir uns ausgezeichnet vertrugen, habe ich mit Anton Herrmann auch im Lokalteil gearbeitet. Reifferscheid erwähnt in seinem Buche eine Rede, die der Gauorganisationsleiter der NSDAP Paul Dargel gegen den politischen Katholizismus in Heilsberg gehalten hat⁴². Zu einer solchen erschien er auch in Braunsberg. Vorsichtshalber sind wir zu zweit, Herrmann und ich, hingegangen, ins evangelische Gemeindehaus, das, wie schon erwähnt, dessen Wirt zum Parteilokal umfunktioniert hatte. Dargel entstammte, wenn ich mich recht erinnere, einer gut katholischen Wormditter Familie. Nach irgendeiner Affäre beschloß er, den Fahren des Führers zu folgen, und er tat dies mit einem solchen Fanatismus, daß ihn der Gauleiter Koch zu einem seiner engsten Mitglieder machte. Aus Dargels Braunsberger Rede sprach der ganze Haß des Renegaten. Wir haben dann gemeinsam den Bericht über sie gebastelt. Wir durften nicht Dargels Tiraden negieren — unsere Berichte erfreuten sich, wie wir wußten, der besonderen Aufmerksamkeit der zuständigen Parteistellen —, andererseits wollten wir unsere Leser, die dem Nationalsozialismus in der Mehrzahl eher ablehnend gegenüberstanden, nicht zu sehr verstören. Es war schon wieder ein Elertanz, den wir da mit unserem Bericht aufführten. Ich beneide unsere heutigen Kritiker, die damals natürlich alles viel besser gemacht hätten als wir. So manches Mal habe ich mir damals ge-

42 Vgl. ebd. S. 149.

wünscht, ich könnte aus der ganzen Geschichte aussteigen. Aber was sollte ich dann anfangen? Einen Zigarettenladen aufmachen? Dazu war ich zu geschäftsuntüchtig. In Gedanken malte ich mir aus — Sie dürfen ruhig lachen, wenn Sie dieses lesen —, wie schön es sein müsse, Briefträger in der Schweiz oder Hotelportier in Kanada zu sein. Denn dort könnte ich in Freiheit leben. Die Freiheit war für uns damals das höchste Gut — ist sie es heute auch noch? Gerade uns Journalisten wurde durch die Sprachregelungen des „Promi“ die Unfreiheit jener Zeit jeden Tag aufs neue deutlich bewußt gemacht. Unser bestes Gegengift war der Zynismus. Das bestätigt Walter Hagemann: „Allen gescheiterten Presseleuten in der Konferenz (gemeint ist die alltägliche Pressekonferenz im „Promi“, d. Verf.) wie überhaupt bei den Zeitungen war eine Eigenschaft gemeinsam, welche allein die ihnen zugemutete geistige Entwürdigung erträglich machte, ein abgrundtiefer Zynismus“⁴³. Diese Männer, die widerspruchslos einem despotischen System dienen mußten, hätten, bemerkt Hagemann noch, nichts mehr ernst genommen, oft nicht einmal sich selbst. Was den Zynismus gewiß ergänzte: eine tüchtige Portion Abstumpfung.

Da soeben von Dargel die Rede war, darf ich schon hier von einer späteren Begebenheit erzählen, in der er im Mittelpunkt stand. Ich war im Winter 1939/40 Schreiber beim Stab der 228. Inf.-Div., der in Warschau einquartiert war. Vornehm, wie wir Stabsschreiber nun einmal waren, tranken wir eines Abends unser Bierchen im Restaurant des feudalen Hotels Europejski. Da öffnete sich die Tür, und herein trat mächtigen Schrittes und in voller Kriegsbemalung Paul Dargel. Er ging an uns vorbei bis zum letzten Tisch und setzte sich mit dem Rücken zu uns. Da ritt unseren Kameraden Leo Ander das Teufelchen: Ich bin doch mit dem Dargel zusammen im Jung-KKV (= Kath. Kaufm. Verein) in Elbing gewesen, ich geh mal zu ihm hin. Wir zwei anderen: Leo, du bist verrückt, bleib hier! Aber der Leo ließ sich nicht beirren und stiefelte auf Dargel zu. Wir harreten natürlich gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Wir hatten eigentlich erwartet, der Dargel werde unseren Leo abblitzen lassen. Doch er tat dies mitnichten, wohl auch deshalb, weil unser Kamerad schließlich gleichfalls den Rock des Führers trug. Er forderte ihn zwar nicht zum Sitzen auf, aber es kam zu einem kurzen Gespräch zwischen den alten Elbinger Jung-KKVern. Nach diesem kehrte Leo Ander befriedigt an unseren Tisch zurück. Der Dargel habe ihm gesagt, er sei jetzt auch Regierungspräsident in Zichenau geworden und als solcher zu Besorgungen nach Warschau gekommen und desgleichen mehr. Es dauerte gar nicht lange, da erhob sich Dargel und verließ durch eine andere Tür das Restaurant. Sein Abgang war weit weniger pompös als sein Auftritt. Wir haben uns eins gegnirrt. Jedenfalls dürfte der Gefreite Ander durch seine

43 HAGEMANN (Anm. 10), S. 327.

Überrumpelung dem großen Parteimann den Abend gründlich versalzen haben.

Da ich soeben die Leser meines Berichtes in einen Zustand der Heiterkeit versetzt habe — wozu er sonst wahrlich wenig Anlaß gibt —, möchte ich ihn noch einen Augenblick darin belassen. Eines Tages brachte die Stadtverwaltung an Braunsbergs Verkehrsknotenpunkt hoch oben eine elektrische Bogenlampe an, die ein so starkes grünelbes Licht ausstrahlte, daß die dadurch verfärbten Passanten glauben mußten, sie befänden sich unter einer Höhensonne. Das verhalf mir, wie ich meinte, zu einer glänzenden Idee. Ich wußte, daß Dr. Tietz, der ein paar Häuser von der Stelle seine Arztpraxis hatte, über eine Höhensonne verfügte. So erfand ich einen Otto, der bei Dr. Tietz mit der Höhensonne behandelt wurde. Als er nun eines späten Abends, schwer geladen, auf dem Heimweg unter die Bogenlampe geriet, glaubte er, er sei unter der Höhensonne und begann, sich seiner Kleider zu entledigen. Er hatte schon das Jackett ausgezogen und wollte gerade das Hemd abstreifen, als ein Passant auf ihn zuging und ihn fragte, was ihm wohl einfalle. Da kam der Otto im Moment zu sich, ergriff seine Jacke und stob fluchend von dannen unter dem Gelächter der Passanten.

Soweit meine Lokalspitze, wie man derlei in der Pressebranche nennt. Womit ich nicht im geringsten gerechnet hatte: daß Leser der Zeitung — und zwar nicht wenige! — mein Geschichtchen ernst nahmen. Und so hub ein großes Rätselraten an, welcher Otto wohl gemeint sein könnte. An ihm beteiligte sich sogar mein guter Onkel Johann aus Heinrichsdorf. Er kam alsbald nach Braunsberg, und da sagte er zu mir: „Jung, red' nicht, das war doch der . . .!“ Er nannte den Namen eines bekannten Viehhändlers. Da wurde mir doch mulmig zumute. Wenn das der Onkel sagt, werden es auch andere sagen, und dann erfährt es zwangsläufig auch der Viehhändler. Und mit einem solchen ist nicht zu spaßen. In meinem ängstlichen Gemüte wartete ich in den kommenden Tagen darauf, er werde bei mir auf der Redaktion erscheinen und mir eins aufschmieren, wie man bei uns zulande sagte. Jedesmal fing ich zu zittern an, wenn wer die Treppe hochkam. Aber der Otto blieb gottlob aus. Er hatte vielleicht Respekt vor der Macht der Presse, mehr als die Uhrmacher, die mir einmal aufs Dach stiegen, als ich geschrieben hatte, daß alle Uhren in der Stadt anders gingen.

Zu meinen speziellen Aufgaben in der *Ermländischen Zeitung* gehörte die Berichterstattung über die Theateraufführungen und neue Filme. Braunsberg wurde damals vom Elbinger Stadttheater bespielt, das unter dem Intendanten Otto Kirchner ein für ein Provinztheater hohes Niveau hielt. Sonst hätte sich Gustaf Gründgens gewiß nicht zu einem Gastspiel mit „Emilia Galotti“ in der Originalbesetzung des Berliner Staatstheaters in Elbing bereit gefunden. Ich bat Kirchner um eine Karte für das Gastspiel, er lehnte ab, angeblich aus Platzgründen, in Wirklichkeit wohl, weil ich einmal

eine seiner Schauspielerinnen zu sehr verrissen hatte. (Bekanntlich hat Kirchner dann als Intendant in Aachen den Generalmusikdirektor Herbert von Karajan gefeuert, weil dieser in Aachen zu wenig dirigierte.) Als ich manche Filme nicht über den grünen Klee lobte, drohte mir der Kinobesitzer, er werde die negativen Kritiken, die die *Ermländische Zeitung* vor 1933 über patriotische Filme geschrieben habe, der Partei zusenden. Ich sagte ihm, er könne das ruhig tun, die Filme seien größtenteils unter Mitwirkung von Juden gedreht worden. Ich ärgere mich noch heute über diese Bemerkung, die allerdings ihre Wirkung nicht verfehlte.

Was ich in Braunsberg durchsetzte: daß in der Zeitung am Montag eine ganze Seite mit Sportberichten geführt wurde. Zwar legte der Betriebsleiter Lindenbaum, wie von ihm gewohnt, dagegen schärfsten Protest ein: technisch unmöglich! Weil eben zu dem üblichen politischen und lokalen Stoff auf keinen Fall noch eine weitere Seite in den Vormittagsstunden gesetzt werden könne. Aber die Schriftsetzer, die sich auf meine Seite schlugen, machten's möglich. Die Königsberger Zeitungen brachten natürlich am Montag jede Menge von Seiten mit Sportnachrichten. Ich mußte die wichtigsten auf einer Seite zusammendrängen, was auch den Vorteil der besseren Übersicht hatte. Der Sportteil fand natürlich den besonderen Beifall der jüngeren Leser. Ich bin selbst der denkbar unспортlichste Mensch, und so muß es geradezu als Witz erscheinen, daß ich über Fußballspiele mit Eigenberichten aufwartete. So auch über das berühmte Fußballspiel Deutschland — Dänemark in Breslau am Pfingstmontag 1936, das die deutsche Elf mit 8:0 gewann. Sie ist als die Breslauer Elf, die jahrelang zusammenblieb und einen Sieg nach dem anderen errang, in die Fußballgeschichte eingegangen. Ich schrieb unmittelbar nach dem Spiel meinen Bericht, gab ihn am Hauptbahnhof auf, und schon am nächsten Tag erschien er trotz des Umwegs, den er mit der Bahn über Küstrin machen mußte, in unserem Blättchen. Das war Dienst am Kunden, heute Service genannt! Und ein Sonderlob der Post von damals! Ich kann noch die Namen der deutschen Spieler nennen: Jakob (Regensburg), Münzenberg (Aachen), Janes (Düsseldorf); Kupfer (Schweinfurt), Goldbrunner (München), Kitzinger (Schweinfurt); Urban, Gellesch (Schalke), Siffling (Mannheim), Szepan (Schalke), Lehner (Augsburg). Na bitte, ihr lieben Fußballfreunde!

Mein geliebter Sportteil war allerdings auch Schuld an einem für mich beschämenden Vorgang. In der Silvesterausgabe unserer Zeitung, wohl von 1935, hatte ich in einem Rück- und Ausblick der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die schönen Pläne für eine Gestaltung des Geländes zwischen der Oberpassarge und dem Rodelshöfer Wäldchen zu einer großzügigen Sport- und Parkanlage im neuen Jahr verwirklicht würden. Was ich dabei nicht bedachte: daß die Pläne noch unter dem von der Partei gestürzten Ersten Bürgermeister Ludwig Kayser entworfen waren. So fühlte sich

denn auch sein Nachfolger Petrusch, der, wie es in Braunsberg allgemein hieß, ein abgebrochener Jurastudent, aber ein alter Kämpfer war, auf den Schlips getreten, und er beschwerte sich über mich beim Verlagsdirektor Orth. Dieser, der es angesichts seiner noch unsicheren Stellung keineswegs auf einem Konflikt mit dem nun einmal regierenden Bürgermeister von Braunsberg ankommen lassen wollte, forderte mich auf, Petrusch einen Besuch zu machen — also einen Sühnebesuch, um das Kind beim Namen zu nennen. So trat ich denn den schweren Gang zum Rathaus an. Im Vorzimmer des Bürgermeisters empfing mich Fräulein Dawel, die Petrusch wohlweislich von seinem Vorgänger übernommen hatte, weil er sonst völlig aufgeschmissen gewesen wäre, mit den Worten: „Nun geben Sie's ihm mal ordentlich!“ Ich habe dann seine Suada über mich ergehen lassen. Jedenfalls war ich froh, als ich wieder draußen war. Das Bürschlein da drinnen, das mich unter den erstaunt blickenden Bildern der alten Bürgermeister abzukanzeln versucht hatte, war alsbald ebenfalls draußen, denn seine absolute Unfähigkeit blieb auch den zuständigen Stellen nicht verborgen, so daß sie ihn trotz seines Altkämpfertums aus dem Rathaus jagten. Allerdings waren seine Nachfolger auch nicht viel besser.

Von einem der letzten, Meyer mit Namen, der zuvor Kreisleiter in Bischofsburg gewesen war, wird eine besonders hübsche Geschichte erzählt. Manche Leser werden sie vielleicht schon kennen, aber sie ist zu schön, als daß ich sie nicht hier noch einmal erzähle. Eines Tages erschien in der *Erländischen Zeitung* folgende Anzeige: „Die Behauptung, daß Herr Bürgermeister Meyer frühmorgens in trunkenem Zustande von einer alten Frau im Schubkarren nach Hause gefahren worden ist, nehme ich hiermit reuevoll zurück. Josef Samland, Klosterwirt.“ Als diese Anzeige erschien, war ich allerdings nicht mehr bei der *Erländischen*, sondern bei der *Litzmannstädter Zeitung* tätig. Ich erfuhr von ihr zuerst in Krakau anlässlich irgendwelchen Parteizaubers, zu dem die ganze Ostpresse geladen war, und zwar ausgerechnet aus dem Munde des Hauptschriftleiters der parteiamtlichen Königsberger *Preußischen Zeitung*, Eduard Kenkel, der zuvor Chefredakteur der eingegangenen großagrarisches *Ostpreußischen Zeitung* gewesen und dem ich bereits bei den Poesstetagen in Königsberg begegnet war. Kaum hatte er mich in Krakau erblickt, als er auch schon auf mich zukam und mir mit sichtlichem Behagen von der Anzeige in „meiner“ *Erländischen Zeitung* erzählte. Ganz Ostpreußen lachte damals über sie — nur nicht die Partei, die sich durch die Anzeige blamiert fühlte. Zu gern hätte sie sich an der *Erländischen* und dem Klosterwirt gerächt, aber Samland hatte es sich, wohlberaten durch Rechtsanwalt Dr. Neumann, für den das bei seiner bekannten Einstellung ein gefundenes Fressen war, von Meyer schriftlich geben lassen, daß er mit der Anzeige einverstanden sei. So blieb der Partei nur übrig, ihren Bürgermeister in die Wüste zu schicken.

Diesmal werden seine Vorgänger auf den Bildern im Braunsberger Rathaus geschmunzelt haben.

Ich kann wohl sagen, daß wir, der Verlagsdirektor Orth und ich, uns menschlich nähergekommen sind. Einmal war es die gemeinsame Liebe zu Berlin. Dann war er wie ich ein großer Theaterfreund, und so sind wir mehrmals zusammen zu Aufführungen in dem schönen Königsberger Schauspielhaus gefahren. Möglicherweise hat der Junggeselle Orth, wie mir erst später eingekommen ist, so etwas wie Vatergefühle für mich gehegt, und ich habe ihn dann enttäuscht. Von einer Aufführung des „Don Carlos“ sind wir höchst animiert heimgekehrt, weil wir an dem Abend noch einmal das Schillersche Pathos in Reinkultur erlebt hatten. Weit mehr hatte es uns die Aufführung von Richard Billingers „Der Gigant“ angetan (als Film „Die Goldene Stadt“ mit Kristina Söderbaum als Reichswasserleiche). Orth sah das Stück später noch einmal im Berliner Staatstheater; wie er mir sagte, hatte ihm die Königsberger Aufführung besser gefallen als die auf Deutschlands erster Bühne.

Leider ist es, als ich schon bei der Wehrmacht war, zwischen Orth und mir zu einem Mißklang gekommen, auf den ich hier nicht weiter eingehen möchte. Bei einem Gespräch zwischen uns, zu dem mich Orth bei einem Urlaub in Braunsberg in den „Rheinischen Hof“ gebeten hatte, fand ich — meine fatalen Hemmungen! — nicht das erlösende Wort, und da auch Orth von sich aus nicht auf die Ursache des Mißklangs zurückkam, verabschiedete er mich schließlich, wie ich wohl zu Recht annahm, mit einer resignierenden Geste. So bin ich auch nicht, als während des weiteren Kriegsverlaufs sich Dr. Faller nach Iserlohn absetzte, als sein Nachfolger in Frage gekommen, wie es Orth gewiß gedacht hatte, da Dr. Faller schon längst auf dem Sprung in den Westen war. Ob ich unter den damaligen Umständen überhaupt einem Ruf zurück nach Braunsberg gefolgt wäre — ich weiß es nicht. Jedenfalls habe ich allen Grund, Hermann Orth ein ehrendes Gedenken zu bewahren, und sein trauriges Ende bewegt mich noch heute. Auf der Flucht ist Orth in Danzig von den Sowjetrussen überrollt und gefangengesetzt worden. Er ist noch einmal von einem Braunsberger im Lager Graudenz in völlig abgerissener Bekleidung gesehen worden. Nach Walter Merten⁴⁴ ist Orth irgendwann im Lager Omsk in Sibirien gestorben. Hätte er überlebt, hätte er als führender Journalist der Weimarer Zeit einen wesentlichen Beitrag zur Zeitgeschichte leisten können.

Was ich Orth aber noch heute hoch anrechne: Er gab mir zweimal im März einen Sonderurlaub zu einer Theaterfahrt nach Berlin. Zwar hatte 1933 das Berliner Theater schwere Einbußen erlitten durch die erzwungene Emigration von großen, zumeist jüdischen

⁴⁴ Vgl. W. MERTEN, Stadt Braunsberg im Ermland. Ein Familienbuch. (Veröffentlichung der Maximilian-Kaller-Stiftung.) Münster 1976, S. 346.

Theatermännern wie Max Reinhardt, Leopold Jessner, Fritz Kortner, Albert Bassermann, Ernst Deutsch, Elisabeth Bergner und vielen anderen, aber es war dank Männern wie Heinz Tietjen, Gustaf Gründgens, Heinz Hilpert, Jürgen Fehling, Erich Engel immer noch die erste Theaterstadt des Reiches. Mephisto hin — Mephisto her, wir waren damals glücklich, daß Gründgens nicht emigriert war. Man hat Gründgens zu Recht bescheinigt, daß er das Berliner Staatstheater im Geiste seines aus Königsberg stammenden Vorgängers Leopold Jessner geleitet habe. Ich freute mich natürlich, als ein Zeitungsausschnittbüro eine Anzahl von Nummern der *Ermländischen Zeitung* mit meinem Bericht über eine Berliner Theaterwoche anforderte. Was auch ein Beweis dafür war, daß unsere Zeitung im großen deutschen Blätterwald keineswegs das Dasein eines Veilchens im Verborgenen führte.

Von Braunsberg aus habe ich gelegentlich auch für andere Zeitungen geschrieben. So brachte u. a. die *Berliner Germania* immerhin noch am 29. September 1936 meinen schön aufgemachten Gedenkartikel zur 100. Wiederkehr des Todestages des bedeutenden ermländischen Fürstbischofs Josef von Hohenzollern. Den Beitrag hat mein alter Lehrer und Freund Dr. Candidus Barzel aufgehoben und mir nach dem Krieg überlassen — für mich eine kleine Kostbarkeit. Dieselbe Zeitung brachte im Jahr darauf meinen längeren Aufsatz zum Jubiläum der Hansestadt Elbing (gegründet 1237). Zum Frauenburger Domjubiläum 1938 bot ich unter der reißerischen Überschrift „Der Dom des Copernicus“ einen kleineren Beitrag dem *Berliner Tageblatt* an im Vertrauen auf die Heimatliebe des aus Elbing stammenden Feuilletonchefs Paul Fechter, dessen reizende „Fahrt nach der Ahnfrau“ gerade damals gern gelesen wurde. Ich hatte mich nicht getäuscht und bekam sogar ein Honorar. Was gar nicht so selbstverständlich war, denn das altangesehene Blatt, einstmals weltbekannt durch die hochkarätigen Leitartikel von Theodor Wolff und die messerscharfen Theaterkritiken von Alfred Kerr, lag damals in den letzten Zügen. Am 1. Januar 1939 hat es nach vergeblichen halbherzigen Rettungsversuchen sein Leben endgültig ausgehaucht. Mein leider im Krieg gebliebener Freund Gerhard Schöpf, verdienter Redakteur des *Ermländischen Kirchenblatts*, würde wohl noch heute auf das Honorar warten, das ihm die *Berliner Börsen-Zeitung* für einen gehaltvollen Aufsatz über die Kurische Nehrung schuldete.

Im Frühsommer 1939 mußte ich acht Wochen militärische Grundausbildung in Allenstein über mich ergehen lassen. Zum 18. August 1939 wurde ich bereits wieder zu einer unbefristeten Übung nach Huntenberg bei Braunsberg einberufen. In dem Dörfchen wurde die 13. Kompanie des neugebildeten Landwehr-Infanterie-Regiments 356 aufgestellt. Als man an uns Erkennungsmarken und scharfe Munition verteilte, wußten wir endgültig, was die Stunde geschlagen hatte. Noch einmal flammte ein Hoffnungsschimmer

auf, als wir auf dem Weg zum Braunsberger Ostbahnhof, von wo wir ins „Übungsgelände“ transportiert werden sollten, erfuhren, das Ribbentrop nach Moskau geflogen sei, um mit Stalin einen Pakt zu schließen. Wir glaubten im ersten Moment, daß Polen es angesichts des deutsch-russischen Vertrages nicht auf einen Krieg mit uns ankommen lassen werde. Wir täuschten uns. Am 1. September 1939 überschritt in den Vormittagsstunden unsere Einheit die polnische Grenze⁴⁵.

Nach Ende des Feldzuges landete ich auf dem Umweg eines Meldgängers als Schreiber beim Stab der 228. Infanterie-Division in Warschau. Da ich meine Feder nicht einrosten lassen wollte, schrieb ich zunächst eine kleine spaßige Sache, die ich vorschriftsmäßig auf dem Dienstwege der Zensurstelle vorlegen mußte. Sie wurde genehmigt, und ich war so dreist, sie der *BZ am Mittag* zuzusenden, und sie wurde zu meiner eigenen großen Überraschung von dem Berliner Blatt gebracht. Den Bericht über einen nächtlichen Meldegang schrieb ich für unsere *Ermländische*. Dann wurde ich großkotzig. Unsere Abteilung I c war für Feindabwehr, Truppenbetreuung und Propaganda zuständig. Ich schrieb einige Sätze in dem Sinne, daß unsere Landser es für unter ihrer Würde ansehen sollten, sich mit den Warschauer Huren einzulassen. Der Abteilungsleiter, kurz I c genannt, brachte meinen Erguß im Divisionsbefehl unter. Doch die Strafe für meinen pharisäerhaften Hochmut folgte auf dem Fuße. Wenige Tage darauf ließ mich der I c in sein Zimmer kommen und in einem Klubsessel Platz nehmen. „Preuschoff“, so hub er an, „Sie sind doch bei Modlin dabeigewesen (Jawohl, dachte ich im stillen, als Strippenzieher im Erdloch bei der B-Stelle) — wollen Sie nicht einmal schreiben, daß die Landser heute nicht mehr, wenn es mulmig wird, ein Vaterunser beten, sondern an den Führer denken?“ O weh, da hatte ich den Lohn für meine vorwitzige Notiz im Tagesbefehl! Während ich noch sinnierte, was ich antworten sollte, ergriff der I c selbst wieder das Wort: „Preuschoff, ich sehe, Sie sind anderer Meinung!“ „Jawohl, Herr Hauptmann!“ „Dann hat das Gespräch nicht stattgefunden!“ Daß dem so war, zeigte sich kurz darauf. Als der I c versetzt wurde, sorgte er noch dafür, daß ich völlig aus der Reihe zum Unteroffizier befördert wurde, womit ich die Planstelle beim I c einnehmen konnte. Seitdem weiß ich den Wert einer Planstelle zu schätzen. Unsere Abteilung I c wurde eingeschaltet, als es darum ging, die im November 1939 neugegründete *Warschauer Zeitung*⁴⁶ an die Einheiten der Division zu verteilen. Abgesehen von der politischen Tendenz war ich erstaunt, daß die Zeitung recht ordentlich ge-

45 Ein ausführlicher Bericht über meine Erlebnisse als Soldat während der ersten Kriegszeit wird demnächst unter der Überschrift „So hat es angefangen“ in der Beilage zu den *Ermlandbriefen* UNSERE ERLÄNDISCHE HEIMAT 33 (1987), Nr. 4, erscheinen.

46 Eine Nebenausgabe der *Krakauer Zeitung*, vgl. HALE, S. 279.

macht war. Offensichtlich waren ihr beträchtliche Mittel zur Verfügung gestellt worden.

Da ich längst gespürt hatte, daß ich in Braunsberg bei der *Ermländischen Zeitung*, rein beruflich gesehen, sozusagen auf einem toten Gleis saß, drängte ich mit Macht auf eine Stelle an einer größeren Zeitung. Eine zunächst aussichtsreiche Bewerbung bei der *Zeitung für Ostpommern* in Stolp scheiterte an meinem Gebetbuch. Mehrere Male bin ich beim Phönix-Verlag in Berlin vorstellig geworden. Der Personalreferent Dujardin, ehemaliger Zentrum-Redakteur wie Orth, also auch ein Schützling des Bürgermeisters Winkler, zeigte Verständnis für mein Anliegen. Die *Conditio sine qua non* sei allerdings die Zugehörigkeit zur Partei. Ich konnte sie erfüllen. Ende November 1940 war es dann soweit: Ich wurde für die *Litzmannstädter Zeitung* uk-gestellt. Diese war die Nachfolgerin der *Lodzer Freien Presse*, der größten deutschen Zeitung in Polen, die nach dem Polenfeldzug vom Phönix-Verlag übernommen und nach dem neuen Namen der Stadt benannt wurde. Eine „Freie Presse“, die es noch in der polnischen Zeit gegeben hatte, war unter der neuen deutschen Herrschaft nicht mehr gefragt.

Zweite Etappe: Litzmannstädter Zeitung 1940—1942

Meiner „von oben“ verfügten Uk-Stellung für die *Litzmannstädter Zeitung* traten unerwartete Schwierigkeiten innerhalb meiner Einheit entgegen. Ich war immer noch Schreiber beim Divisionsstab, Abteilung Ic. Die 228. Infanteriedivision war allerdings nach dem Krieg mit Frankreich, zu dem sie nicht mehr benötigt wurde, aufgelöst worden. Doch blieb der Stab beisammen zur Aufstellung der neuen 16. Inf. Div. (mot.) Schon der Kommandant Stabsquartier, dem ich als Schreiber unterstellt war, machte einige Bedenken geltend. Tatsächlich hatte sich die militärische Lage verschlechtert. Die beiden Dolmetscher, die unserer Abteilung zugeteilt waren, mußten für den Divisionskommandeur, Generalleutnant v. Chappius, die englischen Nachrichten abhören, von denen sie die wichtigsten mir in die Maschine diktierten. Das war natürlich aufs strengste verboten, was wir vom General bis zum Schreiber trieben, aber was scherte das den Herrn v. Chappius. Hagemann bemerkt: „Das Abhören ausländischer Sender wurde nur denen gestattet, die eine ausdrückliche Genehmigung hierzu von einer obersten Reichsbehörde hatten“⁴⁷. General v. Chappius hatte eine solche Genehmigung mit Sicherheit nicht. Ich wurde natürlich zur Geheimhaltung vergattert, und ich hütete mich schon um meines Kopfes willen, den Kameraden zu erzählen, was ich auf diese Weise erfuhr. Täglich berichtete der englische Sender von furchtbaren Verlusten, die unsere Luftwaffe bei ihrer Offensive gegen England erlitt. Auch wenn man von den genannten Zahlen gewiß Abstriche machen mußte: Was blieb, war schrecklich genug. Jedenfalls war bereits die Lufthoheit über England nicht erreicht worden, die das Heer zur Voraussetzung einer Invasion gemacht hatte. So unterblieb diese, zu der man alle verfügbaren Schiffe bis vom fernsten Ostpreußen beordert hatte.

Zudem erlebte ich noch bei der Wehrmacht den Besuch des sowjetischen Außenkommissars Molotow in Berlin am 12./13. November 1940, dessen negativer Ausgang Hitlers Entscheidung für den Rußlandfeldzug bestimmte. So hing meine Uk-Stellung buchstäblich am seidenen Faden, und ich hütete mich, sie von mir aus zu gefährden. Darum respektierte ich auch die Einwände des Ic Hauptmanns Wedigo v. Wedel. Ich bin mit ihm glänzend ausgekommen, aber beim Barras, wie wir statt Kommiß sagten, gehen die Uhren eben anders.

Die 16. Inf. Div. (mot.) wurde auf dem Truppenübungsplatz Wahn aufgestellt, der Divisionsstab lag in Köln im Hotel „Reichshof“, das später ausgebombt worden ist. Nur das Portal ist noch in den

47 HAGEMANN, S. 301.

Neubau neben der bekannten kölschen Gaststätte Früh einbezogen worden. Nach dem Besuch eines Gürzenich-Konzertes kam mir der Gedanke, ein solches für unsere Division zu arrangieren. Das gelang mir mit Hilfe von „Kraft durch Freude“, die das Konzert finanzierte. Das Gürzenich-Orchester spielte, was laut und schön war, von der Tannhäuser-Ouvertüre bis zum Walkürenritt. Das Lob des Generals steckte sich der Ic ein. Nun machte dieser seine Zustimmung zu meiner UK-Stellung, die an sich gar nicht erforderlich war, davon abhängig, daß ich für einen geeigneten Nachfolger sorgte. Ich widersprach nicht, aus den angegebenen Gründen, auch wollte ich von Hauptmann v. Wedel keinesfalls in Unfrieden scheiden. Ich präsentierte erst ein nettes Pastörchen, das aber nicht angenommen wurde. Mehr Glück hatte ich mit einem echten Journalisten namens Lange. Weil er mir die Freistellung ermöglichte, sei ihm der „Rufmord“ verziehen, den er nach dem Kriege in Bonner Journalistenkreisen an mir begangen hat. Davon erzählte mir mein alter Freund Georg Heider, führender Wirtschaftsjournalist bei der CDU, mit Behagen. Ich hätte, so Lange, Wedigo v. Wedel im Dom-Hotel im Bette mit einer bekannten Filmschauspielerin, die bei uns gerade in Truppenbetreuung machte, erwischt, worauf der Herr Hauptmann mit dem Stiefel nach mir geworfen habe. Die Geschichte stimmt mit einer wichtigen Einschränkung: Das Objekt des hauptmännlichen Stiefels war nicht ich, sondern der Schütze T., der der Abteilung für die sogenannten niederen Dienste, als da sind das Putzen der Ic-Stiefel usw. usw., zugeteilt war. Doch jener Freund Heider immer wieder von der nach seiner Meinung reizenden Story an, und so werde ich wohl bis an mein Lebensende damit leben müssen. Aber wenn mein Kopf weiter nichts zu ertragen hätte als einen Hauptmannsstiefel, wäre ich reichlich zufrieden.

Von Köln habe ich mich dann nach Breslau begeben, wo sich meine Frau seit Kriegsbeginn bei ihrer Mutter aufhielt. Sie wußte, daß sie mit mir nach Litzmannstadt ziehen müsse — sonst hätte ich auch bei der Wehrmacht bleiben können, wo ich unter Kameraden war. Es war töricht von mir, daß ich nicht von Breslau aus zunächst telefonischen Kontakt mit den Gewaltigen von der *Litzmannstädter Zeitung* aufnahm. Ich hätte dann nämlich erfahren, daß ich dort erst nach Weihnachten erwartet würde. So hätten wir noch den Umständen entsprechende schöne Festtage in Breslau erleben können mit dem geliebten Transeamus in der Domkirche. In Litzmannstadt verliefen sie dann sehr trist, und ich kann es meiner Frau nicht verdenken, daß ihr die Tränen kamen.

Jedenfalls machten wir uns Mitte Dezember auf den Weg nach Litzmannstadt — bangen Herzens. Die Fahrt durch die winterliche Ödnis des ehemaligen Kongreßpolen war alles andere als erheiternd. Aufgrund einer Anzeige in den Breslauer Zeitungen hatten wir uns ein Zimmer im „Hotel General Litzmann“, dem bisherigen Grand-Hotel, bestellt. Das war schon der erste Fauxpas, den ich mir er-

laubte. Wie mir Verlagsdirektor Wilhelm Matzel bei meinem ersten Besuch sogleich an den Kopf warf, hätten sie für uns das natürlich billigere Hotel Metropol vorgesehen (das Joseph Roth zum Vorbild für seinen Roman „Hotel Savoy“ gedient haben soll). Wir kamen abends in Litzmannstadt an und ließen uns mit einer Pferdedroschke zum Hotel fahren. Wir haben, Herr Matzel möge es entschuldigen, das komfortable Zimmer mit Bad genossen, auch wenn es in puncto Sauberkeit usw. nicht den Ansprüchen genügte, wie sie später einmal bei einem Gastspiel die berühmte Sängerin Emmi Leisner erhob.

Am nächsten Morgen suchte ich wohl zuerst die Redaktion der *Litzmannstädter Zeitung* auf, um mich dem Hauptschriftleiter Dr. Kurt Pfeiffer, vorzustellen. Ein Sachse aus Naumburg, der zuvor Hauptschriftleiter der gleichfalls zur Phönix-Gruppe gehörenden *Wormser Tageszeitung* gewesen war. Wir sind miteinander gut ausgekommen, zumindest äußerlich, ob er aber immer ganz aufrichtig war? Er kungelte mit dem Verlagsdirektor, auch verkehrten sie mit ihren Frauen privat, beide kinderlos.

Dann machte ich mich auf den Weg ins Verlagshaus, das einige hundert Meter vom Redaktionsgebäude stadteinwärts lag. Vom ersten Hieb, den mir Herr Matzel versetzte, habe ich bereits berichtet. Dann aber stellte er, sich in der von ihm dann gewohnten Weise auf seinem Sessel räkelnd, an mich die rhetorische Frage: „Sie sind natürlich katholisch?“ Ich konnte sie nicht verneinen. Darauf er: „Ich bin es auch, aber kirchlich gesehen war ich immer ein schlechter Katholik“. Nun wußte ich es. Matzel kam von der Gleiwitzer *Volksstimme*, deren Chefredakteur und wohl späterer Verlagsdirektor er gewesen war. Boshafte Kollegen nannten ihn den Kofferträger des Herrn Prälaten, womit sie den oberschlesischen Zentrumsführer Karl Ulitzka meinten, dessen Organ die *Volksstimme* war. Auch weiterhin erwies Matzel mir mancherlei Liebenswürdigkeiten. Auf Anregung des Verlagsdirektors der *Ermländischen Zeitung*, Orth, wurde ein Austausch zwischen ihr und der *Litzmannstädter Zeitung* vereinbart. Während Orth bei einem Besuch in Braunsberg mein neues Blatt für gut befand, was mich aus dem Munde eines alten Journalisten natürlich freute, versicherte mir Matzel eines Tages in Anwesenheit von Dr. Pfeiffer — die beiden traten gern gemeinsam auf, wobei Matzel sprach und Pfeiffer nickte —, sie hätten mich nicht genommen, hätten sie die *Ermländische Zeitung* früher gesehen. Was sollte ich darauf antworten? Ehrlicher Weise hätte ich sagen müssen, nun wüßten sie auch, warum ich mit Macht von Braunsberg drängte. Sollte ich aber das Nest bekleckern, in dem ich flügge geworden war? Also sagte ich gar nichts.

Matzels erste Beschäftigung am Morgen war, daß er unsere Zeitung mit dem Gaublatt *Ostdeutscher Beobachter* in Posen verglich. Hatte ich eine Meldung nicht, die wir nach seiner Meinung hätten

bringen müssen, kriegte ich es zur Abendbrotzeit, wenn er regelmäßig in der Setzerei aufkreuzte, wo ich die ersten Seiten umbrach, zu hören: Preuschoff, wir liegen wieder schief! Diese ständige Redensart ist mir noch heute gegenwärtig und wird von mir bei passenden Gelegenheiten gern zitiert. Als ich zur Presse ging, wünschte mir Professor Switalski, der dem Verwaltungsrat der *Ermländischen Zeitung* angehörte, vor allem ein dickes Fell. Dieses konnte ich bei Matzel gebrauchen. Obschon ich seine Meckereien, zu denen er sich als Verlagsdirektor verpflichtet fühlte, nicht ernst nahm: Im Grunde hat er, was ich auch spürte, meine Arbeit geschätzt. Als ich Litzmannstadt hatte verlassen müssen, bekam ich von ihm in Berlin einen Brief, in dem er meinen Weggang sehr bedauerte. Hier schrieb er mir, was er mir in Litzmannstadt zum Verrecken nicht sagen wollte. Nach dem Kriege habe ich Matzel in Köln wiedergetroffen, wo er beim WDR gelandet war. Weil er sich stark für die Vertriebenen und das Heimatrecht einsetzte, war er bei der Einstellung der meisten Redakteure des WDR dort zunehmend isoliert. Sein Grab, in dem er neben seiner Gattin auf dem Melaten-Friedhof ruht, war bei unserem letzten Besuch schon reichlich verwildert.

Was gar nicht erst diskutiert wurde, als ich nach Litzmannstadt kam, war das Ressorat, das ich verwalten sollte. Man sah es als selbstverständlich an, daß ich das politische übernehmen werde. In Braunsberg hatte ich vor allem das Feuilleton besorgt und die Politik nur in den Wochen gemacht, in denen der Hauptschriftleiter Dr. Faller in Urlaub war. Welche Leser behaupteten, es an den zugreifenden Überschriften zu merken, wenn ich dran war. Nun in Litzmannstadt wurde mir, ohne viel Federlesens zu machen, die Politik zugeschanzt. Manche Leser mögen die Nase rümpfen, daß ich die Aufgabe eines politischen Redakteurs übernommen habe. Sie war halb so schlimm. Gerade der politische Teil wurde durch die täglichen Richtlinien und Sprachregelungen dermaßen bestimmt, daß seinem Leiter kaum Spielraum blieb. Er konnte höchstens durch Auswahl und Platzierung der grundsätzlich mit einer Meinung im Sinne des Systems eingefärbten Nachrichten eine gewisse persönliche Note erkennen lassen. Von einem weiteren Weg, der Uniformierung zu begegnen, wird sogleich die Rede sein. Größere Bewegungsfreiheit hatte der heimatliche Teil, der demzufolge redaktionell stärker besetzt war.

Die *Litzmannstädter Zeitung* war eine Morgenzeitung, die Redaktionsarbeit besonders des politischen Teils erstreckte sich also bis in die späten Abend- und frühen Nachtstunden. Am ersten Tag meines Wirkens blieb der Hauptschriftleiter Pfeiffer noch bis zum Andruck der ersten Nummern in der Redaktion und unterstützte mich beim Umbruch. Doch schon am zweiten Tage ging er wohl im Bewußtsein, daß ich es hinkriegen werde, gegen 8 Uhr abends wie

auch weiterhin mit Matzel nach Hause. Als ich später einige Wochen in Riga bei der *Deutschen Zeitung für Ostland* tätig war, verließ der Hauptschriftleiter Dr. Michel als letzter das Schlachtfeld, wobei ich für den militärischen Ausdruck um Verzeihung bitte, aber Experten wissen, daß er für die letzten Stunden und Minuten vor dem Andruck einer Zeitung nicht fehl am Platze ist. So hat man mich in Litzmannstadt ins Wasser geworfen, und ich habe sehr bald schwimmen gelernt, eben weil ich mußte. Pfeiffer hinterließ allenfalls einen 08/15-Artikel. Weil der Stoffandrang zu groß war und ich mir keinen Rat wußte, wie ich das alles auf zwei Seiten unterbringen sollte, und Pfeiffer telefonisch bat, seinen Leitartikel zu verschieben, lehnte er dies ungerührt ab. So ließ ich ihn fortan lieber gleich in Ruhe.

Auch in Litzmannstadt übernahm ich wie in Braunsberg aus eigenem Antrieb ein weiteres Ressort: den Sportteil. Dieser war bei meinem Amtsantritt in geradezu beschämender Verfassung. Wer sofort Feuer und Flamme war, als ich mein Angebot machte: Wilhelm Matzel! Hier war keine Rede von technischen Schwierigkeiten, wie man sie zu Braunsberg geäußert hatte. Zu den eifrigsten Lesern meines Sportteils gehörte Matzel selbst. Es war schon eine Ironie, daß ich, der denkbar unsportlichste Mensch, gleich an zwei Zeitungen den Sportteil in Schwung gebracht habe.

Bei der *Litzmannstädter Zeitung* gab es keine festen Arbeitsstunden, wie sie der pingelige Herr Prälat Skowronski in Braunsberg festgelegt hatte. Ich bin am Vormittag auf die Redaktion gegangen, um das angelaufene Material durchzusehen und das meiste davon dem wichtigsten Requisit einer jeden Redaktionsstube, was der Papierkorb ist, anzuvertrauen. Meine eigentliche Tätigkeit begann am Nachmittag. Wir waren an den Hell-Schreiber angeschlossen. Die Mitarbeiter, die ihn bedienten, brachten mir die Überschriften der anlaufenden Meldungen. Wenn sie mich interessierten, wurde die Meldung in die Schreibmaschine getippt, wenn nicht, wurde es gelassen. Ich glaube, das war die Prozedur — es ist immerhin schon über 40 Jahre her! Auf jeden Fall schaltete ich um 20 Uhr den Rundfunk ein, um die Tagesnachrichten zu hören, einmal um zu kontrollieren, ob mir nichts Wesentliches entgangen war, zum anderen, weil das danach anlaufende Material interessanter war, da es die Leser der Zeitung noch nicht in den Abendnachrichten mitbekommen hatten. Der große Kampf, den die Zeitungsmacher damals besonders im politischen Teil zu bestehen hatten, war der gegen die Langeweile. Da die Zeitungen auf das Deutsche Nachrichtenbüro angewiesen waren, sahen die meisten Blätter praktisch einander gleich aus, es sei denn, sie konnten sich wie die *Frankfurter Zeitung*, die *Deutsche Allgemeine Zeitung* und mit einigem Abstand auch noch wenige andere Zeitungen eine größere Zahl von Redakteuren und Auslandskorrespondenten leisten. Auch konnten diese Zeitungen gewissen „Beistand“ finden bei

Leuten wie Goebbels, Amann und Rienhardt⁴⁸. Ihre Beiträge bewegten sich manchmal hart an der Grenze des Erlaubten und gingen womöglich noch darüber hinaus.

Was ich gestehen muß: Mit besonderem Interesse habe ich die griffigen Berichte des Tokio-Korrespondenten des *Berliner Tageblatts* und der *Frankfurter Zeitung* Richard Sorge gelesen. Er ist dann als Sowjetagent entlarvt und 1944 hingerichtet worden. Wir in der *Litzmannstädter Zeitung* suchten der Gefahr der Uniformität dadurch zu begegnen, daß wir uns einen Berliner Korrespondenten hielten, der jeden Abend einige Meldungen und Berichte telefonisch durchgeben ließ. Auch er mußte sich natürlich an die Sprachregelungen des „Promi“ halten, aber seine Beiträge lasen sich eben anders als die des DNB, und vielleicht bemerkte er manchmal in einem Eckchen etwas, das die Leser, die zwischen den Zeilen zu lesen gelernt hatten, „dechiffrieren“ konnten.

Mit dem Berliner Korrespondenten passierte mir einmal ein reizendes Malheur. Es war an einem Abend, an dem es noch bewegter als sonst in der Schriftleitung zuging. Ich meine, daß an dem Tage einige Kollegen zu einer Pressetagung nach Posen gefahren waren, so daß ich beim Umbruch auch einen Blick auf deren Seiten werfen mußte. Wir hatten einen ausgezeichneten Stenographen namens Mauermann, dessen überragende Fähigkeiten schon dadurch bewiesen werden, daß er nach dem Kriege erster Stenograph des Landtags von Nordrhein-Westfalen geworden ist. Unser Mauermann nahm also die Meldungen aus Berlin auf und übertrug sie mit der Schreibmaschine. Ich warf im Gedränge des Abends nur einen flüchtigen Blick auf die Manuskripte, ehe sie zur Setzerei gingen, schließlich waren die Sachen unseres Berliner Korrespondenten astrein und Mauermann zuverlässig. Allzu zuverlässig, wie sich an dem Abend herausstellte. Der schnoddrige Berliner, der die Meldungen im Auftrage unseres Korrespondenten durchgab, hatte nach einem englischen Zitat, ehe er die Übersetzung brachte, eingeschoben: für die Minderbegabten! Unser Mauermann hatte die Zwischenbemerkung treu und brav mitstenographiert und nachgeschrieben, ich hatte sie bei der flüchtigen Durchsicht übersehen, und so erschien sie dann am nächsten Morgen tatsächlich in der Zeitung! Es wäre natürlich Sache des Hauptschriftleiters gewesen, mit den zuständigen Stellen, dem Gaupresseamt und vor allem Gaupropagandaamt, die Angelegenheit zu klären, doch er tat es von sich aus nicht, und ihn darum zu bitten, paßte mir nicht. So bekam ich denn nach einigen Tagen vom Gaupropagandaamt ein geharnischtes Schreiben, schon auch weil dieses mit Wonne die Gelegenheit ergriffen hatte, der ungeliebten, weil nach den damaligen Auffassungen bürgerlichen *Litzmannstädter Zeitung* und wohl auch

48 Vgl. GILLESSEN, S. 201. — Das Buch von GillesSEN ist aus unserer damaligen Sicht die dramatische Schilderung des Kampfes der Redaktion der *Frankfurter Zeitung* um eine lesbare und im Rahmen der Möglichkeiten wahrhaftige Zeitung.

mir selbst eins auszuwischen. Darin war von einem unglaublichen Hochmut die Rede, der die ganze doch so wichtige deutsche Aufbauarbeit im Osten (eine damals sehr beliebte Redensart) aufs höchste gefährde. In dem Ton ging es eine ganze Weile weiter. Schade, daß der Wisch mir im Drang der Ereignisse abhanden gekommen ist, er würde heute in meiner Stube hängen — zur Erinnerung an eine große Zeit!

Eines anderen späten Abends wurde mir der neue Gaupressedienst aus Posen auf den Tisch gelegt. Ich würdigte ihn nur eines kurzen Blickes, weil er an sich so langweilig war wie alle derartigen Erzeugnisse, die das damals schon kostbarer werdende Papier nicht wert waren, sondern nur die Existenzberechtigung ihrer Herausgeber beweisen sollten. Doch beim Anblick einer Meldung stutzte ich. Der Führer wolle, so hieß es darin, nach dem siegreichen Ende des Krieges jährlich einige Monate vom Posener Schloß aus den neu gewonnenen „Lebensraum im Osten“ regieren. Ich hatte sofort das Empfinden, daß die Meldung, um es in der Journalistensprache zu sagen, stank. Posen lag schließlich nur einige Kilometer von Berlin entfernt; wenn Hitler schon unbedingt im Osten regieren mußte, hätte sich Kiew oder eine andere Stadt im neuen „Lebensraum“ angeboten. Aber was soll's? Der Bericht war mal was anderes als das ewige Einerlei. An sich hätte ich in dem Falle den Hauptschriftleiter befragen müssen, aber der war wie immer längst über alle Berge, und ihn deswegen anzurufen, stand mir nicht an. Ohnehin hätte er, wie ich ihn kannte, mir die Entscheidung und damit die Verantwortung überlassen. Also handelte ich auf eigene Faust. Ich entschloß mich, die Meldung auf der ersten Seite zu bringen, zwar nicht als Aufmacher, d. i. als Hauptüberschrift, aber doch dreispaltig mit der pompösen Überschrift: „Posener Schloß wird Führerpfalz im Osten.“ So lasen es die Leser am kommenden Morgen, vielleicht etwas überrascht und erstaunt, aber es dürfte keinen gegeben haben, der sie nicht gelesen hat, und eben darauf kam es mir vor allem an. Und ich harrte nun der Dinge, die da kommen würden. Und sie kamen in Gestalt einer Sprachregelung in den vertraulichen Informationen des Berliner „Promi“: „Die Meldung der ‚Litzmannstädter Zeitung‘, ‚Das Posener Schloß wird Führerpfalz im Osten‘, ist von der deutschen Presse nicht zu übernehmen.“ Eigentlich mußte, wie ich es natürlich auch getan hatte, als Quelle der Meldung der Gaupressedienst in Posen angegeben werden, aber wie sagt doch das Sprichwort: Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus. Das war jedenfalls alles, was ich von der „Panne“ zu lesen und zu hören bekam. Möglicherweise wurde mir zusätzlich zu den „Minderbegabten“ ein weiterer Minuspunkt auf der Karteikarte, die mit Sicherheit über mich von der Gestapo und sonstwo angelegt war, „gutgeschrieben“. Immerhin hatte ich es fertiggebracht, daß unsere Zeitung vor der ganzen deutschen Presse genannt wurde, und mancher Kollege im Reich

hat vielleicht seinen Spaß an der Überschrift gehabt. Matzel konnte nicht sagen: Wir liegen wieder schief, denn der *Ostdeutsche Beobachter* hatte die Meldung gar nicht gebracht. Wahrscheinlich hat die Schriftleitung des Parteiorgans beim Gaupropagandaamt angefragt, und dieses hat abgewinkt. Auf den Gedanken, uns vor der Meldung zu warnen, ist man im Gaupropagandaamt nicht gekommen, nicht zuletzt wohl auch, weil dadurch das oben erwähnte Neben- und Gegeneinander von Gaupresseamt und Gaupropagandaamt offenkundig geworden wäre. Möglicherweise hatte das Gaupropagandaamt auf meine „Instinktsicherheit“ vertraut, die mich veranlassen werde, die Meldung nicht zu bringen. Ich war schon, wie angedeutet, „instinktsicher“; aber gerade deshalb brachte ich die Meldung heraus, eben weil sie zu schön war, als daß ich sie mir hätte entgehen lassen können. Das war eine der kleinen Freuden, die einem Journalisten damals noch gegönnt waren.

Am 16. Oktober 1942 erging vom „Promi“ an die deutsche Presse folgende Tagesparole: „Die bedeutsamen militärischen Erfolge im Nordteil von Stalingrad nehmen den ersten Platz in den heutigen Blättern ein. Es empfiehlt sich Vorsicht in Aufmachung und Kommentierung, um nicht beim Leser den Eindruck zu erwecken, es sei jetzt das Ereignis fällig, auf das er seit Wochen gewartet hat“⁴⁹. An einem der letzten Abende im Oktober empfing ich aber nach den Abendnachrichten einen Anruf (vom Gaupropagandaamt, wie ich mich erinnere), es sei in kürzester Frist mit dem Fall von Stalingrad zu rechnen. Es sollten schon jetzt alle Vorbereitungen getroffen werden, die Meldung ganz groß herauszubringen. So ließ ich denn mit den größten Lettern, über die wir verfügten, über die ganze Breite die Überschrift setzen: Stalingrad gefallen. Darunter noch ein ganz dicker Balken. Als ich wie üblich in meine nahe gelegene Wohnung zum Abendessen ging, nahm ich einen Abzug mit der Überschrift mit. Wir, meine Frau und ich, schauten sie uns beide mit einem Gefühl, wie soll ich es sagen, unheimlichen Stolzes an. Als ich in die Schriftleitung zurückkehrte, war die Meldung noch nicht eingetroffen. Ich wartete eine Stunde, zwei und noch länger, aber sie kam immer noch nicht. Als es höchste Zeit war, unser Blatt anzudrucken, damit es noch die auswärtigen Leser erreichte, nahm ich den Aufmacher in gewöhnlicher Schrift und Größe aus den angelaufenen Meldungen. Dann wartete ich noch eine Weile, um die bewußte Nachricht wenigstens den Lesern der Stadtausgabe zukommen zu lassen. Als aber der Morgen immer weiter fortschritt, ohne daß sie mitgeteilt wurde, ließ ich die Überschrift endgültig auseinandernehmen. Sie ist, ich brauche es nicht erst zu sagen, niemals benötigt worden. Wie ich die Tragödie von Stalingrad miterlebte, davon wird später die Rede sein.

⁴⁹ Zitiert nach HAGEMANN, S. 261 f.

Von den Litzmannstädter Kollegen war mir der liebste Adolf Kargel, der langjährige Chefredakteur der *Lodzer Freien Presse*. Ein stiller, nobler Mann. Er wurde bei der Umstellung der Zeitung sozusagen entthront und zum Lokalredakteur bestimmt, was er mit der ihm eigenen Würde trug. Die meiste Zeit waren ihm für den Außendienst zwei Schriftleiter beigegeben. Die Einengung des politischen Teils sollte, wie ich schon bemerkt, durch stärkere Aktivitäten auf dem heimatlichen ausgeglichen werden. Adolf Kargel und seine lebenswerte Gattin waren die einzigen, mit denen wir in Litzmannstadt freundschaftliche Beziehungen pflegten. Kargel ist am 15. Mai 1985 im Alter von 93 Jahren heimgegangen. Sein Hobby, dem er sich wie schon in der Heimat auch als Vertriebener in Hannover mit Leidenschaft widmete und das ihm die Anerkennung der Fachleute eingetragen hat, war die Münzenkunde.

Mitunter tauchten bei uns Journalisten auf, von denen man nicht so recht wußte, woher und wozu sie kamen. Ich mutmaße, daß daran Parteistellen aus dem Gau beteiligt waren, denen die Schriftleitung der *Litzmannstädter Zeitung* nicht parteifromm genug war. Ein Schleichertyp, der durch ein geschlossenes Auge noch unheimlicher wirkte, trachtete wohl Dr. Pfeiffer nach dem Leben. Nach unseren Erkundungen hatte er seine frühere Stelle auf Veranlassung der übrigen Schriftleiter aufgeben müssen. Er hatte einen Kollegen angezeigt, weil dieser eine der vertraulichen Informationen des „Promi“, die unter Verschluss gehalten werden mußten, auf seinem Tisch hatte liegen lassen. Auf solche „Verfehlungen“ standen strengste Strafen. Als ich einmal meinen freien Tag hatte, erwischte ihn Pfeiffer in meinem Zimmer, wie er in den dort auf dem Tisch liegenden Papieren wühlte. Es gelang uns, den unliebsamen Gesellen abzuschütteln. Ich habe ihn bald nach dem Kriege im Garten eines Wiesbadener Cafés sitzend wiedergesehen. Er hat gewiß auch mich erblickt. Aber ich bin nicht auf ihn zugegangen. Wir legten beide keinen Wert auf eine Wiederbegegnung. Ein anderer zu uns stoßender Kollege sollte wohl mich ablösen. Doch mußte man einsehen, daß er dem Posten nicht gewachsen war, er hat z. B. in der Zeit seiner Anwesenheit in unserer Schriftleitung nicht eine Zeile geschrieben. Ich tue ihm gewiß nicht unrecht, wenn ich annehme, daß er es war, der mich der Gestapo empfahl, ehe er Litzmannstadt den Rücken kehrte.

Die *Litzmannstädter Zeitung* war trotz oder gerade wegen ihrer Zugehörigkeit zum Phönix-Verlag, der letztlich Eigentum des Reichsleiters der deutschen Presse, Amann, war, keine Parteizeitung im eigentlichen Sinne. So trug auch sie wie die *Ermländische Zeitung* nicht das Hoheitszeichen, wir sagten: den Vogel im Kopf wie das Organ des Gauleiters, der *Ostdeutsche Beobachter* in Posen. Unser Blatt wurde von den Gaustellen über die Achsel angesehen und, wo es ging, schikaniert. Ich erinnere mich, wie Pfeiffer mit mir zu Beginn meines Wirkens in Litzmannstadt zu dem zuständigen Mann

von der Nebenstelle des Gaupropagandaamts ging. Ein arroganter junger Bursche, der Pfeiffer alle möglichen Vorwürfe machte. Später schickte er Pfeiffer zur Veröffentlichung in unserer Zeitung ein Gedicht. Die Kulturbonzen entdeckten tatsächlich oft sozusagen von Amts wegen in sich eine Berufung zum Dichten. Das fing schon im „Promi“ an. Ich höre noch, wie in Berlin bei einem Presstreffen eine Mitarbeiterin der Zeitschrift *Das Reich* ungeniert sagte: „Wenn bei uns im Reich eine Panne passiert, nehmen wir ein Gedicht von einem aus dem ‚Promi‘ auf, dann ist der Fall ausgestanden.“

Der Leserkreis der *Litzmannstädter Zeitung* war sehr vielschichtig. Da waren zunächst die eingessenen Deutschen, die gewiß sehr ihrer geliebten *Freien Presse* nachtrauerten. Dazu kamen zahlreiche Volksdeutsche, die Hitler von überallher „heim ins Reich“ geholt hatte und von denen viele dem zu germanisierenden Warthegau, also auch Litzmannstadt anvertraut wurden. Ich sehe noch die selbstbewußten baltendeutschen Damen, wie sie in den Büros, in der Linken die obligate Zigarette, mit der Rechten lässig die Formulare ausfüllten, ohne ihre bedeutenden Gespräche zu unterbrechen. Und dann die Reichsdeutschen, die oft wie zum Hohn auf die verkündete Devise „Für den Osten ist das Beste gerade gut genug!“ von den Ämtern und Firmen im Reich viel zu gern dorthin abgeschoben wurden. Jüngere Reichsdeutsche zog es schon deshalb in den Warthegau, weil sie hier fürs erste wenigstens dem Wehrdienst entrinnen zu können glaubten. Das war das Publikum, das in seiner Unterschiedlichkeit die *Litzmannstädter Zeitung* gerade im lokalen Teil ansprechen mußte. Allerdings sollte auch hier nicht das Ziel der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik aus dem Auge verloren werden: die Züchtung des NS-Einheitsdeutschen. Gerade der Warthegau hätte sich wegen des Zusammenströmens von deutschen Menschen aller deutschen Stämme mit ihnen, um es biologisch zu sagen, Abarten als denkbar geeignet zum „Schmelztiegel“ erwiesen — wäre es beim Warthegau geblieben. Heute wird man in dem Raume kaum noch deutsche Menschen antreffen. Seit 1940 erschien, in bester Berliner Tradition aufgemacht, die Wochenzeitung *Das Reich*, an der mitunter nur der von Joseph Goebbels gegen hohes Honorar verfaßte Leitartikel ärgerte⁵⁰. Als die Zeitung eine glänzend geschriebene Serie „Der Humor der deutschen Stämme“ gebracht hatte, ließ das „Promi“ in seinen vertraulichen Informationen wissen, daß sie eigentlich nicht im Sinne der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik gelegen habe. Aber anscheinend wollte man sie doch nicht stoppen, weil die Beiträge, wie gesagt, aus den besten dafür geeigneten Federn geflossen waren. In Litzmannstadt gab es natürlich auch ein deutsches Stadttheater (ob schon vor 1939, weiß ich nicht zu sagen. Der *Litzmannstädter*

50 Vgl. HALE, S. 277.

Zeitung waren in der Loge, wenn man die Sitze hinter einem Verschlag so nennen will, vier Plätze zugestanden worden. Sie wurden bei den Herren Matzel und Pfeiffer mit ihren Frauen eingenommen. Sie fühlten sich wohl als Honoratioren, denn ich kann mich nicht erinnern, daß Pfeiffer jemals eine Kritik, pardon, nach Goebbels: Kunstbetrachtung, geschrieben hat. Einmal wurde aber ich aufgefordert, eine solche zu schreiben. Es wurde ein reizendes Lustspiel gegeben, „Jan der Wunderbare“ hieß es, und sein Verfasser Friedrich Kayßler war einer der großen Charakterdarsteller des Berliner Theaters. Die an sich heikle Fabel, daß der Jan sich einbildete, ein Kind zu kriegen, umspielte Kayßler mit einem feinen, ein wenig schlesischen abgründigen Humor. Die Aufführung war erstaunlich gut; der Gastregisseur Siegfried Sioli aus Aachen animierte das durchschnittliche Ensemble zu beachtenswerten Leistungen. Ich schrieb denn auch eine Kunstbetrachtung über den Theaterabend. Sie scheint den Dioskuren Matzel und Pfeiffer imponiert zu haben, denn sie meinten, ich könne doch nach dem Kriege das Feuilleton in der Zeitung übernehmen. Ich reagierte leicht verdattert: Das „nach dem Kriege“ schien mir doch etwas voreilig zu sein.

Dann hat man mich für einige Tage in die Gauhauptstadt Posen geschickt, um dort die Theater abzuklappern. Mir ist davon nur eine Aufführung von Verdis „Othello“ in Erinnerung geblieben. Ich mußte natürlich von früher erlebten Darstellungen der Oper absehen, so von einer in der Berliner Staatsoper unter George (damals hieß er noch Georg) Szell, der später als Dirigent des Cleveland-Orchesters weltberühmt geworden ist, damals in Berlin als junger aufstrebender Mann noch im Schatten von Erich Kleiber und Leo Blech stand. Eine Wiedergabe des „Othello“ in Königsberg erhielt besonderes Gewicht durch den Jago Josef Herrmann, nach dem Krieg viel dekoriertes Star der Dresdener Oper. Die Posener Aufführung war gewiß sehr solide. Was mir auffiel: Als Chefdirigent fungierte dort Winfried Zillig, der als Komponist eigentlich der „entarteten“ Musik verfallen war. Ich habe über die Posener Theaterfahrt einen fulminanten Bericht geschrieben, der nach meinen Erinnerungen den Beifall des Gaupresseamtes fand. Das Gaupropagandaamt war mir, wie ich schon bemerkt hatte, nicht grün. Der Pluspunkt beim Gaupresseamt konnte mich bei der Endabrechnung auch nicht dem Warthegau erhalten.

Gern entsinne ich mich noch eines Liederabends mit dem Bassisten der Posener Oper Alfons Mayr. Wir machten danach ein Pläuschchen und erinnerten uns der Zeit, als er, damals noch Mitglied des Königsberger Stadttheaters, auf der schönen Braunsberger Waldbühne Lortzings „Waffenschmied“ sang und wir nach den Proben vergnügt im „Rheinischen Hof“ zusammensaßen.

Wie bereits bemerkt, habe ich von Litzmannstadt aus auch an Feierlichkeiten teilgenommen, die aus irgendeinem Anlaß in Kra-

kau stattfanden. Krakau war bekanntlich die Hauptstadt des Generalgouvernements, in dem nach 1939 die Polen auf engstem Raum zusammengetrieben worden waren. Generalgouverneur war Hans Frank, einer der getreuesten Gefolgsleute Hitlers, der natürlich auf dem Wawel, dem alten polnischen Königsschloß, regierte. Als wir den Wawel besichtigten, regierte er gerade nicht, und so konnten wir auch den prachtvollen Saal besichtigen, in dem sich Frank niedergelassen hatte. Wie ich mich noch dunkel erinnere, standen in einer Ecke des Saales Fahnen. Sollten es etwa noch die gewesen sein, die die Polen in der Schlacht bei Tannenberg 1410 dem Deutschordensheer abgenommen hatten und die nun durch den Sieg über Polen gewissermaßen rehabilitiert sein sollten? Wir besichtigten auch den schönen gotischen Dom. Dieser war für das Publikum geschlossen, doch hielt, wie uns der Domführer sagte, von Zeit zu Zeit ein Priester darin eine Messe, weil er sonst völlig zweckentfremdet worden wäre. Der einzige „Gläubige“, der der Messe beiwohnte, sei ein Gestapomann. Daß überhaupt noch in der Kathedrale eine Messe gelesen werden konnte, war zweifellos das Verdienst des Erzbischofs von Krakau, Fürst Sapieha. Anders als einige seiner Amtsbrüder wie der Kardinalprimas Hlond, der päpstliche Nuntius in Warschau und der Bischof von Kulm, Okoniewski, war Sapieha bei dem Vormarsch der deutschen Truppen auf seinem Posten geblieben. Die neuen Herren wagten sich nicht an seine respekterheischende Persönlichkeit heran. Es ist ihm u. a. gelungen, die Wiedereröffnung einiger Priesterseminare durchzusetzen. Ist es ein Zufall, daß in der NS-Zeit gerade Kirchenmänner von hohem Adel besonderen Mut bewiesen? In Deutschland waren es die Grafen Galen, Bischof von Münster, und Preysing, Bischof von Berlin, in Polen eben der Fürst Sapieha. Alle drei sind nach dem Kriege von Papst Pius XII. verdienstermaßen mit dem Purpur ausgezeichnet worden.

Lodz — um die Stadt endlich bei ihrem richtigen Namen zu nennen; die neuen Machthaber hatten sie in ihrer Germanisierungswut nach dem Sieger in der Durchbruchschlacht von Brzeziny östlich Lodz im November 1914 umbenannt — erhob wahrlich nicht den Anspruch, eine schöne Stadt zu sein. Sie war wie eine Goldgräberstadt aus dem Boden geschossen, als sich die Russen entschlossen, in Kongreßpolen mit dem Mittelpunkt Lodz eine eigene Baumwollindustrie aufzubauen. Diese zog viele deutsche Weber aus Schlesien, Böhmen, Sachsen, aber auch wie die Scheiblers aus dem Rheinland an. Manche stiegen zu Baumwollkönigen auf in prächtigen Villen, die sich neben den Katen, die in den Straßen oft mit größeren Wohnhäusern abwechselten, deplaciert ausnahmen. Nicht wenige Besitzer der Industriepaläste waren Juden, denen sie natürlich genommen und die in das berühmte Litzmannstädter Ghetto getrieben wurden. Zu den wenigen Attraktionen, die die Stadt zu bieten hatte, gehörte ihr Stadtwald. Wir haben ihn einmal

aufgesucht und dann nicht wieder: Die Straßenbahn dorthin fuhr mitten durch das Ghetto. Bekannte aus der alten Heimat rieten mir mit einer für Leute, die Anspruch darauf erhoben, als anständige Menschen zu gelten, erstaunlichen „Arglosigkeit“, ich solle meiner Frau doch auch einen Pelz fragwürdiger Herkunft „besorgen“. Es ist keine Ruhmestat, wenn ich sage, daß ich dem Rate nicht gefolgt bin.

In dem Zusammenhang verdient die Wohnungsfrage erwähnt zu werden. Wir konnten im „General Litzmann“ natürlich nur kurze Zeit bleiben. So setzte ich schon am ersten Tage eine entsprechende Anzeige in die Zeitung. Daraufhin bot uns eine irgendwoher aus Rußland stammende volksdeutsche Frau ihre Wohnung an für einige Monate, die sie irgendwo außerhalb bei Verwandten verbringen wollte. Obwohl sie am äußersten Stadtrande lag und ich unbedingt die letzte Straßenbahn erreichen mußte, wenn ich nachts nicht stundenlang zu Fuß laufen wollte, nahmen wir sie in unserer Lage an, schlechten Gewissens. Als die Frau mit ihrer Familie zurückkehrte, bezogen wir eine noch prunkvollere Wohnung, die sich ein kleiner Postbeamter unter den Nagel gerissen hatte, der uns aber, obwohl er inzwischen nach dem Städtchen Belgadow versetzt worden war, nur als Untermieter aufnahm. Was uns aber nicht unlieb war, denn wir konnten uns denken, wer die eigentlichen Bewohner auch dieser Wohnung waren. Wie wir abends die Bettdecke aufschlugen, wimmelte die Lagerstatt nur so von Wanzen. Wir riefen den Kammerjäger zur Hilfe und nachdem dieser sein Werk vollendet hatte, konnte meine Frau nicht nur die Wanzenleichen mit der Schaufel wegtragen, auch der glänzende Kronleuchter war durch die Prozedur erblindet, was den Belgadows, wie wir die „Besitzer“ der Wohnung nannten, außerordentlich mißfiel. Doch uns war die Wohnung gründlich verleidet. Als ich auf der Geschäftsstelle der Zeitung eine dritte Wohnungsanzeige aufgeben wollte, stand zufällig ein Mitarbeiter des Verlages neben mir. Er vernahm meinen Wunsch und sagte mir, er verwalte einige Häuser und könne mir eine Wohnung anbieten. Wir sahen sie uns an — und griffen sofort zu. Bis auf einen kleinen Büroschrank stand sie völlig leer. Nebenan waren Büroräume, und so konnte auch diese Wohnung, die nur durch eine dünne Wand von ihnen getrennt war, gleichen Zwecken gedient haben. Wir haben uns die notwendigsten Möbel auf reguläre Weise gekauft oder vom Verlag geliehen. Was wir jetzt mit gutem Gewissen sagen konnten: Wir haben uns in keine Judenwohnung gesetzt. Wie ich schon andeutete, lag die Wohnung nur wenige Minuten von der Redaktion entfernt, angesichts meines Spätdienstes ein ganz großer Vorteil.

Als wir nach Litzmannstadt kamen, herrschten dort noch im Vergleich zum Altreich geradezu paradiesische Zustände. In den überfüllten „Münchener Bierstuben“ gab es ohne Marken mächtige Schweinshaxen, und in den Konditoreien konnte man die lecker-

sten Mohnkuchen erstehen. Das änderte sich jedoch bald, als der gewaltige Truppenaufmarsch gegen Rußland auch den Warthegau erreichte. Wir waren seitdem kaum besser gestellt als unsere Mitbürger im alten Reichsgebiete, doch war die Verpflegung der Deutschen allgemein noch zulänglicher als im Ersten Weltkriege, einmal weil sie von vornherein organisiert war und die besetzten Gebiete ausgebeutet wurden.

Wenn ich noch ein Wort über die kirchlichen Verhältnisse in Lodz/Litzmannstadt hinzufüge, so deshalb, weil ich damit einen Punkt berühre, der für das Ende meiner Litzmannstädter Tätigkeit von entscheidender Bedeutung werden sollte. Als die deutschen Weber im 19. Jahrhundert nach Lodz kamen, brachten die Evangelischen ihre Geistlichen mit, und so entwickelte sich in Lodz ein blühendes evangelisches deutsches Gemeindeleben. Für die katholischen deutschen Weber, die von keinen Priestern begleitet wurden, galt die Faustregel, daß sie, wenn sie katholisch blieben, polonisiert wurden, blieben sie deutsch, wurden sie protestantisch. So wenigstens wurde es uns gesagt. Erst dem Buch von Breitinger, der dem Orden der Minoriten angehört und seit 1934 Deutschenseelsorger in Posen und dann im Warthegau gewesen ist, habe ich entnommen, daß es auch unter den katholischen deutschen Zuwanderern kirchliche Vereine gab, ehe der Bischof von Lodz mit Roman von Gradolewski einen Seelsorger für die Deutschen bestellte⁵¹. Als wir nach Litzmannstadt kamen, besuchten wir sonntags zunächst den Wehrmachtsgottesdienst. Dann erfuhren wir, daß die Heilig-Kreuz-Kirche im Stadtzentrum für die deutschen Katholiken reserviert und der soeben genannte Geistliche von Gradolewski zu ihrem Pfarrer bestellt sei. Ich sage absichtlich: reserviert. Den Polen war der Besuch der Kirche verwehrt, und so

51 Vgl. H. BREITINGER, Als Deutschenseelsorger in Posen und im Warthegau 1934—1945. Erinnerungen. (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR ZEITGESCHICHTE. Reihe A: Quellen, Bd. 36.) Mainz 1984. Über die kirchlichen Verhältnisse in Lodz (Breitinger schreibt Lodsch) - Litzmannstadt und den im folgenden mehrfach genannten so sympathischen Pfarrer Roman von Gradolewski S. 157—160 und passim. Pfarrer von Gradolewski ist nach dem Vormarsch der Russen in Lodz geblieben und am 13. 9. 1949 nach einem achtjährigen Schauprozeß wegen „Hochverrats“ usw. zum Tode verurteilt worden. Ich erfuhr von dem Todesurteil von dem Prälaten für Schneidemühl Franz Hartz, der nach der Flucht wie ich mit meiner Familie in Fulda vor Anker gegangen war. Auf Rat des Herrn Prälaten schrieb ich für Pfarrer von Gradolewski eine Art Persilschein, in dem ich u. a. ausführte, daß er unter stärkstem Druck der SS gestanden habe. Prälat Hartz wollte mein Schreiben Bischof Wienken zustellen, der nach drüben Beziehungen habe. Ob mein Persilschein für Pfarrer von Gradolewski sein Ziel erreicht und gar zur Umwandlung des Todesurteils in eine Gefängnisstrafe von 12 Jahren beigetragen hat, das anzunehmen bin ich so eitel nicht. Ich hatte mit dem Schreiben mein Gewissen erleichtert, denn es ging mir gegen den Strich, daß der Pfarrer, der meinen Sohn getauft hat, hingerichtet werden sollte. Im Zuge der „Entstalisierung“ ist von Gradolewski 1955 plötzlich freigelassen worden und erhielt von Erzbischof Kominek eine Pfarrstelle in dessen Breslauer Diözese, von der aus er, wie mir P. Breitinger schrieb, diesen mehrfach im bayerischen Kloster Siegsdorf-Maria Eck besucht hat.

bot sich uns während des Gottesdienstes das beschämende Bild, daß der Küster durch die Reihen ging und sich die Ausweise zeigen ließ. Wer keinen deutschen hatte, wurde aus der Kirche gewiesen, was natürlich allen kirchlichen Vorschriften widersprach. Hätte man solches nicht getan, wäre die Kirche mit Sicherheit geschlossen worden. Sollte es der Pfarrer darauf ankommen lassen? Ich suchte Pfarrer von Gradolewski wegen der Taufe unseres Sohnes Hans Michael auf, der am 18. Dezember 1941 in dem von volksdeutschen Diakonissen vorzüglich geleiteten „Haus der Barmherzigkeit“ in Litzmannstadt geboren wurde. Pfarrer von Gradolewski meinte, es sei wegen meiner Stellung angebracht, wenn er eine Haustaufe vornehme, und diese ist am 18. Januar 1942 erfolgt. Taufpatin war meine Schwiegermutter, die nach Art der Mütter von einst die Tochter aus Anlaß der Geburt ihres Kindes nicht im Stiche lassen wollte. Nach der langen Bahnfahrt von Breslau nach Litzmannstadt hatte ich sie an einem eiskalten, stürmischen Winterabend auf dem besonders zugigen Bahnhof in Empfang genommen. Ich erinnere mich noch, wie wir bei grimmiger Kälte mit unserem Jungen aus dem Krankenhaus in unsere Wohnung fuhren, mit einer offenen Pferdedroschke, Autotaxen gab es damals dort nicht. Die guten Schwestern hatte das Kind wohl verpackt und ihm nur ein kleines Luftloch gelassen. Ich fühlte während der Fahrt dauernd, ob der Junge noch genügend Luft bekam. Als wir ausstiegen, wurde meine Frau mit dem Bündel vom Sturm erfaßt und um ein Haar gegen die Hauswand geschleudert. Das war Lodz/Litzmannstadt im Winter 1941/42.

Warum ich das alles so ausführlich erzählt habe? Ende 1942 ließ die Litzmannstädter Gestapo den Verlag wissen, daß ich als „Vorkämpfer der Katholischen Aktion“ in des Führers Mustergau, wie sich das Wartheland nannte, untragbar sei, wie man damals gern sagte, und meine Stelle bei der *Litzmannstädter Zeitung* aufgeben müsse. Dazu ist zu bemerken, daß ich niemals etwas mit der „Katholischen Aktion“ zu tun hatte. Sie wurde nur vorgeschoben, damit das Kind einen Namen hatte. Offensichtlich ärgerte es die Gestapo schon, daß wir uns wie normale Katholiken verhielten, d. h. sonntags in die Kirche gingen. Der besondere Stein des Anstoßes dürfte die Taufe unseres Sohnes gewesen sein, denn es ist anzunehmen, daß die Gestapo die Kirchenakten laufend kontrollierte. Später mußten aus dem Reich zuziehende Personen ihre Konfessionszugehörigkeit neu eintragen lassen, wobei man gewiß nicht zu Unrecht annahm, daß manche, wenn nicht gar viele dabei aus Angst gar keine Konfession angaben⁹². Denunziationen von lieben Kollegen taten, wie schon angedeutet, gewiß das übrige dazu. Daß ich nicht Knall auf Fall entlassen werden mußte, mag zunächst daran gelegen haben, daß ich mir abgesehen von den erwähnten Pannen

„nichts zu schulden“ hatte kommen lassen. Immerhin war ich auch kleiner PG und hatte am Polenfeldzug teilgenommen. Aber weg von Litzmannstadt und dem Warthegau mußte ich, das war beschlossene Sache. Noch als ich meinen Dienst versah, saß mein Nachfolger bereits neben mir. Er war mir nicht unbekannt. Ich war Benno Wittke begegnet, als wir die *Ermländische Zeitung* beim *Königsberger Tageblatt* drucken ließen. Er leitete damals in der Schriftleitung dieser Zeitung das politische Ressort. Da angeblich infolge der kriegsbedingten Einschränkungen seine Zeitung mit dem Gauorgan *Preußische Zeitung* vereinigt und er von dieser nicht übernommen war, setzte man ihn in meinen Redaktionssessel in Litzmannstadt. Er machte zunächst ein etwas verlegenes Gesicht, als wir uns wiedersahen, aber wie sollte ich ihm gram sein, Wittke hatte mich wahrlich nicht von meinem Platze verdrängt.

Nach meinem angekündigten Abschied von der *Litzmannstädter Zeitung* rechnete ich damit, daß meine UK-Stellung aufgehoben wurde. Und ich wäre darob nicht todunglücklich gewesen. Die knapp zwei Jahre in Litzmannstadt hatten für mich ihren Zweck erfüllt: Arbeit in einer größeren Zeitung. Und ich wäre immerhin als Unteroffizier zur Wehrmacht zurückgekehrt und nicht als Rekrut wie der arme Pfeiffer, der gegen Ende des Krieges einberufen wurde und böse geschlaucht worden sein soll. Ich traute mir zu, beim Barras, wie man statt Kommiß sagte, eine ähnliche Stellung zu ergattern, wie ich sie vor meiner UK-Stellung innehatte. Allerdings war damals noch kein Rußlandfeldzug im Gange.

Gillessen gab den Bericht über eine Konferenz wieder, auf welcher der Gauleiter und Reichsstatthalter des Warthelandes Greiser eine Gruppe von Journalisten unter Verpflichtung zur strengsten Geheimhaltung über die Maßnahmen zur Germanisierung des westlichen Polens unterrichtete⁵³. Als ich da von dem ganzen Ausmaß der Schreckensherrschaft las, deren Opfer Polen und Juden wurden, konnte ich mich noch nach über vierzig Jahren nur glücklich preisen, daß ich nicht für würdig befunden worden bin, an einer solchen „deutschen Aufbauarbeit im Osten“ teilzuhaben.

Während ich mir damals kaum Gedanken machte, was aus mir werden sollte, ließ mich noch, bevor ich aus der *Litzmannstädter Zeitung* ausschied, der bereits von mir genannte Personalreferent Dujardin nach Berlin kommen. Er war natürlich aus Litzmannstadt eingehend von meinem Fall unterrichtet worden. Er erklärte mir wörtlich: „Haben Sie keine Angst, ich bin auch katholisch und denke nicht aus der Kirche auszutreten.“ Aber die Aufhebung meiner UK-Stellung komme, fuhr er fort, nicht in Betracht. Aus dieser Bemerkung schloß ich, daß diese Frage von Litzmannstadt angeschnitten worden war. Sie brauchten, sagte Dujardin noch, dringend Leute für die in den besetzten Ostgebieten herausgebrachten

53 GILLESSEN, S. 450.

deutschen Zeitungen. Ihre Erscheinungsorte waren in der Zeit, als die deutschen Truppen am weitesten nach Osten vorgerückt waren, Reval, Riga, Minsk, Kauen (Kowno, Kaunas) und Luck (für die Ukraine)⁵⁴. Die *Deutsche Ukraine-Zeitung* erschien nicht, wie Hale angibt, in Kiew, sondern wie soeben bemerkt, in Luck. Irre ich mich nicht, sagte mir Dujardin schon damals, daß ich für die *Deutsche Zeitung für Ostland* in Riga in Aussicht genommen sei. Diese schien mir wenig verlockend, denn bei dieser Zeitung handelte es sich anders als bei meinen bisherigen um eine ausgesprochene Parteizeitung, die also den bewußten Vogel im Kopfe hatte und zudem das Organ des Reichskommissars für Ostland Hinrich Lohse war. Doch ehe ich nach Riga ging, bemerkte Dujardin noch, solle ich im Berliner Büro der deutschen Ostzeitungen für meine neue Aufgabe eingearbeitet (lies: überhört) werden. Da die genannten Ostzeitungen wohl wegen der zu großen Entfernung und technischer Schwierigkeiten nicht an das Hell-Schreiber-System angeschlossen werden konnten, wurden sie vom Berliner Büro telefonisch mit Nachrichten versorgt, aber auch mit Kommentaren und Berichten.

Der Abschied von Litzmannstadt und meiner Tätigkeit in der *Litzmannstädter Zeitung* kann mir nicht schwer gefallen sein, denn ich habe daran keine Erinnerung. Allerdings haben wir das Weihnachtsfest noch zu dritt in der bescheidenen Litzmannstädter Wohnung verbracht, die uns schon wegen der in ihr erfahrenen ersten Lebensregungen unseres lang erwarteten Jungen ans Herz gewachsen war. Nach dem Ende meines Wirkens in Litzmannstadt sind wir zunächst nach Breslau gefahren, in das Elternhaus meiner Frau. Der Vater war allerdings schon 1934 gestorben, doch nahm uns die Mutter in ihrer großen Güte freundlich auf. Von Breslau bin ich dann allein in die von Luftangriffen bedrohte Reichshauptstadt gefahren, wie ich gestehen muß, wieder mit einem bangen Gefühl, weil ich nicht wußte, was mir dort bevorstand, was für Kollegen ich dort antreffen und wie überhaupt die ganze Atmosphäre sein werde.

54 Vgl. HALE, S. 180 ff.

Endstation: Berliner Büro der Ostzeitungen 1942—1944

Mein Start in Berlin im November 1942 war denkbar schlecht. Dazu trug nicht nur meine natürlich auch dort bekannte schwarze Vergangenheit bei, ich tat selbst das Meinige dazu. In Litzmannstadt gehörte zu den dortigen Vertretern des Gauorgans *Ostdeutscher Beobachter* in Posen ein Schriftleiter, mit dem ich ganz gut auskam. Als Baltendeutscher wurde er alsbald nach ihrer Gründung der *Deutschen Zeitung für Ostland* in Riga zugeteilt. Noch von Litzmannstadt aus fragte ich ihn an, wie es mit den Verhältnissen in Riga bestellt sei. Am Schluß des Briefes stellte ich die burschikos gemeinte Frage: Das Wichtigste zuletzt, wie steht es dort mit der Fresserei? Wer mich kennt, den wundert sie nicht. War schon mein Brief an Sch. höchst überflüssig, so war diese Frage geradezu Selbstmord, denn sie brachte eine förmliche Lawine ins Rollen. Man hatte, wie ich erst später erfuhr, in Riga einen Schriftleiter in die Wüste, d. h. zur Wehrmacht geschickt, weil er sich beim „Organisieren“ weit mehr als üblich übernommen hatte. Sch. fühlte sich verpflichtet, meinen Brief dem Hauptschriftleiter Dr. Michel zu zeigen, und da dieser der Meinung war, daß nach meiner dummen Frage wieder ein „Raubritter“ wie der erwähnte Kollege im Anmarsch sei, sah er, Dr. Michel, sich veranlaßt, den für die Ostzeitungen zuständigen Dezernenten Emil Frotscher von Rienhardts Verwaltungsamt zu informieren. Frotscher unterrichtete den Hauptschriftleiter des Berliner Büros der Ostzeitungen Dr. Heinz Blaschke, und dieser ließ mich alsbald nach meinem Eintritt in das Büro wissen, was ihm Frotscher mitgeteilt hatte. Als ich nach einigen Tagen ins sogenannte Verwaltungsamt zu Frotscher bestellt wurde, riet mir Blaschke dringend, nicht von dem gegen mich erhobenen Verdacht anzufangen, aber ich konnte ihm dies nicht versprechen. Ich bin von Natur aus und vielleicht auch durch die Erziehung zum Respekt vor den Oberen schüchtern, wenn nicht gar feige, aber hier ging es tatsächlich um meine Ehre, und so habe ich bei Frotscher nach einigen einleitenden Sätzen von mir aus die Sache zur Sprache gebracht. Ich sagte ihm u. a., wir hätten uns in Litzmannstadt in keine Judenwohnung gesetzt. Während es das „Normale“ gewesen sei, daß die Reichsdeutschen mit nichts kamen, dann aber mit vollbeladenen Koffern, möglicherweise mit vollgepackten Möbelwagen wieder abzogen, hätten wir mit den gleichen leeren Händen, mit welchen wir nach Litzmannstadt gekommen seien, es auch verlassen. Ich redete mich in Rage. Frotscher bekam einen roten Kopf. Jedenfalls führten wir ein bewegtes Gespräch, und Blaschke war wenig erbaut, als ich ihm davon erzählte. Hat ihm mein Auftritt bei Frotscher im Grunde imponiert? Ich glaube

es kaum. Dazu war er selbst zu beflissen höheren Stellen gegenüber.

Bei aller angeborenen Trägheit war mir eins gegeben: daß ich mich bei „Schwerpunkten“ am Riemen riß. Und als einen solchen Schwerpunkt sah ich meine Tätigkeit im Berliner Büro der Ostzeitungen an. Und es hatte sich gelohnt. Als ich mich auf den Weg nach Riga machen mußte, sagte mir Blaschke, wenn es mir in Riga nicht gefalle, könne ich nach Berlin zurückkehren, er könne mich gut gebrauchen. Das war das Beste, was ich hören konnte. Denn in Berlin war man anders als in dem exponierten Riga im Windschatten des „Promi“, meinetwegen auch im stillen Zentrum des Taifuns.

Im D-Zug nach Riga saß ich die letzten Stunden im Abteil allein mit einem großen Parteimann zusammen. Daß es ein solcher war, ersah ich aus seiner mit viel Gold bestückten braunen Uniform. Als er mir noch seinen Namen nannte — ich weiß eigentlich nicht warum —, fiel bei mir der Groschen. Es war ein hoher Funktionär der Politischen Organisation, dem ich u. a. schon im *Völkischen Beobachter* begegnet war. Er nannte mir auch den Grund seiner Reise nach Riga. Die Parteigenossen, auch die alten, führten in den besetzten Gebieten, dem Zwang im Reich entronnen, ein vergnügtes Leben und kümmerten sich einen Dreck um die Partei. Dem wolle er ein Ende machen. Er fühle sich verpflichtet, die PO in den besetzten Gebieten auf Vordermann zu bringen und die lieben Parteigenossen an die Kandare zu nehmen. Im Laufe des Gespräches kamen wir in der Dunkelheit des hereinbrechenden Winterabends auf die Rüstungswerke zu sprechen, die die deutschen Truppen bei ihrem Vormarsch in Südrußland angetroffen hätten — zur größten Überraschung der deutschen Seite, wie mein Reisegefährte zugab. Da wagte ich, wohl auch im Schutze der Dunkelheit, ihm eine schon recht heikle Frage zu stellen. Ich ging davon aus, daß die Partei im Reich die ganze Bevölkerung mit einem Netz von Zellenleitern, Blockwarten usw. überzogen habe, die eine sehr wirksame Kontrolle ausübten. Wenn man, sagte ich, aus diesen Leuten einige Dutzend besonders geeignete als Agenten nach Rußland eingeschleust hätte und von diesen wenigstens einige zurückgekommen wären, hätte man doch erfahren, was in Rußland vor sich ging. Da gab mir mein Gegenüber die entwaffnende Antwort: „Denen hätten wir doch nicht geglaubt!“ Solch ein Höchstmaß der Verblendung ließ mich einfach verstummen. Wie Hagemann berichtet, hatte auch Hitler bei der Eröffnung des Winterhilfswerks am 4. Oktober 1941 erklärt: „Wir hatten keine Ahnung davon, wie gigantisch die Vorbereitungen dieses Gegners (d. i. der Sowjetunion, d. Verf.) gegen Deutschland und Europa waren und wie ungeheuer die Gefahr war.“¹⁵⁵ Allerdings wird man nicht übersehen dürfen, daß Hitler mit diesen Worten aus bestimmten Gründen übertrieben haben kann.

In Riga wurde ich vom Hauptschriftleiter Dr. Michel freundlich empfangen, aber doch mit einer kleinen Rüge. Man kannte den Termin meiner Ankunft und hatte erwartet, daß ich noch am selben Abend, obschon er schon weit fortgeschritten war, aus meinem Hotel auf die Schriftleitung kam. Anders als in Litzmannstadt spielte sich das ganze Redaktionsleben in Riga viel intensiver in den späten Stunden ab. Ich stellte von Anbeginn an dort meine Taktik darauf ein, mich sobald als möglich loszueisen aus den schon genannten Gründen, zumal da ich merkte, daß in der Schriftleitung mehrere SS-Männer saßen. Um meine Fähigkeiten zu beweisen, schrieb ich aber alsbald einen, wie ich meinte, unverbindlichen Leitartikel, der zu meiner Überraschung noch vom Rundfunk übertragen wurde. Als ich in Riga war, seit Ende Dezember 1942, kam es zur Katastrophe von Stalingrad. Wenige Tage zuvor hatte ich, mit meinen Geschichtskennntnissen protzend, einen Artikel mit der bombastischen Überschrift „Sie trotzten dem Schicksal“ geschrieben, in dessen Mittelpunkt natürlich Friedrich d. Gr. stand. Wer die anderen Trotzköpfe gewesen sind, kann ich mich nicht mehr erinnern.

Die Tagesparole des „Promi“ vom 3. Februar 1943 begann mit den Worten: „Der Heldenkampf in Stalingrad hat sein Ende gefunden. In mehrtägiger Trauer wird das deutsche Volk seiner tapferen Söhne gedenken, die bis zum letzten Atemzuge und bis zur letzten Patrone ihre Pflicht getan und damit die Hauptkraft des bolschewistischen Ansturms gebrochen haben.“ Was angesichts der Kriegslage eine glatte Lüge war. Geradezu unerträglich das Pathos des nächsten Satzes: „Der Kampf wird zum größten Heldenlied der deutschen Geschichte werden.“⁵⁶ Als demnach die 6. Armee unter Generalfeldmarschall Paulus kapitulierte, ging es in der Redaktionskonferenz darum, wer den Leitartikel dazu verfassen sollte. Vom Mitleid mit der Armee hätte ich schon gern geschrieben, aber nicht dieses war vor allem gefragt, sondern im Sinne der Tagesparole das Verständnis für den Entschluß des Führers, die Armee zu opfern. Und das konnte ich keineswegs aufbringen. Ich glaube, den Leitartikel hat dann Dr. Michel selbst geschrieben. Ich schützte immer wieder gesundheitliche Gründe vor, die mir den Aufenthalt in Riga unmöglich machten. Man mochte sie mir zunächst nicht recht abnehmen, da man mich offensichtlich gern behalten wollte. So riet man mir, mich ein paar Tage an Rigas Strand zu erholen. Auch Frotscher, der zufällig in der Zeit nach Riga kam, redete mir zu. Als aber alles vergebens war, ließ man mich endlich mehr oder weniger mißmutig nach Berlin zurückkehren. Da ich nicht in Riga bleiben wollte, habe ich mich dort erst nicht viel umgesehen, zumal es bitter kalt war. An den Wehrmachtsgottesdiensten an den Sonntagen nahmen auch viele Zivilisten teil. Unter

56 Zitiert ebd. S. 262.

ihnen begegnete ich meinem alten Braunsberger Schulkameraden vom Hosianum und Freund Dr. Ludwig Hinz. Man hatte ihm die lettischen Genossenschaften anvertraut, bestimmt nicht zu deren Schaden. Im Opernhaus erlebte ich eine glanzvolle Ballettaufführung des „Bolero“ von Maurice Ravel. Es dürfte vielleicht die letzte gewesen sein, denn die deutsche Besatzungsmacht empfand, wie man mir sagte, die Musik von Ravel als „entartet“.

Hier seien einige Worte über Emil Frotscher gesagt. Er war Rienhardts „rechte Hand“, wie dieser vor allem an der journalistischen Leistung eines Schriftleiters interessiert⁵⁷. Er kam von Scherls „Nachtausgabe“ und war ein ausgezeichnete Journalist. Wenn das Erscheinen einer neuen Ostzeitung bevorstand, stellte er die Schriftleitung zusammen und zog selbst mit dieser an Ort und Stelle, um die Zeitung einige Monate lang einzurichten. Die Kollegen erzählten Grausliches von seinen Anforderungen, er habe sie förmlich die Wände hochgejagt, so habe eine Lokalspitze ein halbes dutzendmal umgeschrieben werden müssen usw. usw. Als ich dem Berliner Büro angehörte, weilte er eine Zeitlang in Agram, um dort die deutsche Zeitung einzurichten. Da mir, wie ich meinte, ein Artikel besonders gelungen war — er behandelte, die Leser dieses Berichtes mögen ohne Sorge sein, kein parteigebundenes, sondern ein sozusagen neutrales Thema —, schickte ich ihm ihn zu. Er kam nach einigen Tagen zurück. Das Thema sei von der Zeitung schon mehrfach behandelt worden, so müsse er mir den Beitrag wiedergeben, doch er fügte hinzu: So gut er ist. Eben dieser Zusatz, den der so anspruchsvolle Frotscher machte, war mir, ich gestehe es offen, mindestens so lieb, wie wenn der Artikel veröffentlicht worden wäre. Als ich dann das Berliner Büro verließ, um zur Wehrmacht zu gehen, und Frotscher meinen Abschiedsbesuch machte, war er weit freundlicher als bei meinem Antritt. Es sei eigentlich doch recht gutgegangen, meinte er, und nach dem Krieg werde man ja dann sehen . . . Er selbst ist nach dem Krieg rasch wieder auf die Füße gefallen. Der von den Amerikanern eingesetzte Lizenzträger des Frankfurter Boulevardblattes *Abendpost* holte den von der *Nachtausgabe* her in dem Metier erfahrenen Frotscher heran. Wie sagt doch der weise Grillparzer: „Wer etwas kann, dem sieht man etwa nach, das Ungeschick an sich ist schon ein Ungemach.“ Frotscher konnte was, und ungeschickt war er schon gar nicht. Er ist dann bei Springer gelandet, wo er in der *Welt am Sonntag* das Ressort Serien innehatte. Als er eine Serie über Kiesinger brachte, konnte ich ihm einiges von dessen Berliner Studentenzeit mitteilen.

Das Material, das wir in Berlin für die Ostzeitungen bereiteten, bezogen wir nicht nur vom Deutschen Nachrichtenbüro, sondern wir

57 Vgl. GILLESSEN, S. 478, auch S. 473 f. Wie aus den Anmerkungen hervorgeht, hat Frotscher GillesSEN bei der Abfassung seines Buches als Informant gedient. — Nach einer Meldung der *WELT AM SONNTAG* vom 31. August 1986 ist Emil Frotscher im Alter von 83 Jahren in Ahrensburg in Schleswig-Holstein gestorben.

erhielten auch das Material, das den Auslandskorrespondenten übergeben wurde. Soviel sah man doch ein, daß diese sich nicht einfach mit den wohlpräparierten Meldungen des DNB abspesen ließen. Die in den besetzten Gebieten im Osten wie im Westen (Paris, Brüssel) erscheinenden Zeitungen hatten auch eine etwas freiere Hand, aber auch ihre Meldungen und Artikel mußten sich grundsätzlich im Rahmen der Richtlinien des „Promi“ bewegen, etwa beim Gebrauch der Reden Churchills, die wir in unserem Büro jeweils schon am nächsten Morgen im vollen Wortlaut auf dem Tisch liegen hatten. Und, wie man mir glauben wird, begierig verschlungen.

Aufschlußreich ist, was hierzu Max Amann dem amerikanischen Vernehmungsoffizier Hale gesagt hat: „Amann behauptete 1945, er habe Wert darauf gelegt, daß den Besatzungszeitungen in Berichterstattung und Redaktionsprogramm mehr Freiheit eingeräumt wurde als der Inlandspresse. Sein Stab habe für sie die besten Redakteure ausgewählt, sagte er, und einige seien in ernste Schwierigkeiten mit Dietrich (Reichspressechef und Staatssekretär im ‚Promi‘, d. Verf.) und Goebbels geraten, weil sie den Weisungen des Propagandaministeriums nicht immer Folge leisteten . . . Dietrich habe gedroht, die Besatzungszeitungen dürften im Reich nicht erscheinen, wenn die Redaktionen seinen Weisungen nicht entsprächen. Daher seien einige Zeitungen verboten worden, doch habe er, Amann, als der eigentlich Zuständige den Redakteuren bei ihren Schwierigkeiten mit Goebbels und Dietrich stets die Stange gehalten. ‚Da diese Zeitungen im Ausland verlegt und gelesen wurden, mußte mehr drinstehen als nur NS-Propaganda‘, sagte er. Wer damals während des Krieges die Zeitungen regelmäßig las, mußte feststellen, daß sie sich in bezug auf Phrasendrescherei und Klischees des NS-Journalismus nicht sehr von den Reichszeitungen unterschieden. Doch Amanns Behauptung, sie seien informativ gewesen, ist nicht völlig unberechtigt.“ Soweit Hale⁵⁸.

Außer den Ostzeitungen gab es noch jede Menge von Zeitungen in den besetzten Gebieten von Oslo und Paris bis Temesvar und Athen. Ich kann mich allerdings an keinen Fall erinnern, daß zu meiner Zeit unser Büro und unsere Ostzeitungen die von Amann erwähnten Schwierigkeiten mit Dietrich und Goebbels hatten. Ich fischte mir aus dem reicheren Material z. B. alles heraus, was darin über die Auseinandersetzungen zwischen der polnischen Exilregierung in London und der von den Sowjets ausgehaltenen polnischen Gegenregierung, die sich dann in Lublin etablierte, gesagt wurde. Ein unverfängliches Thema, das ich ausgiebig traktiert habe und mit dem ich später bei einem Vortrag in meiner Wehrmachteinheit Furore gemacht habe, zumal da mich noch Kollege Skuin mit dem neuesten Material versorgt hatte.

58 HALE, S. 281.

Was die Besetzung des Berliner Büros betrifft, so nannte ich schon den Hauptschriftleiter Dr. Blaschke. Er war klein von Gestalt, was er durch einen langen, gelben Ulster und eine gewaltige Büchertasche zu kompensieren suchte. Ansonsten war er ein umgänglicher Mann, der gewiß nicht hinterhältig war, auch wenn er sehr enge Kontakte mit den Leuten vom „Promi“ pflog, die ihm dann zum Verhängnis geworden sind. Er ist mit den Promimännern im U- oder S-Bahnhof Potsdamer Platz von den Russen gefaßt worden und wohl in einem Lager (Buchenwald?) elend umgekommen. Wäre ihm solches nicht widerfahren, hätte er sicherlich wie manche seiner Freunde unter den Berliner Journalisten nach dem Kriege dank seiner Wendigkeit den Anschluß gefunden. Jedenfalls erfuhren wir von Blaschke, der häufig mit Leuten vom „Promi“ im ehemaligen Herrenklub speiste, manches, was uns sonst unbekannt geblieben wäre. So erzählte er uns, daß das Reichssiedlungshauptamt der SS alle Vorbereitungen für die Eingliederung des „Lebensraumes im Osten“, um dessentwillen Hitler den Krieg mit Rußland vom Zaun gebrochen hatte, getroffen habe. In den Dörfern des alten Reichsgebietes sollte das Land zusammengelegt und einigen wenigen politisch zuverlässigen Bauern zugeteilt werden. Die übrigen sollten mit Kind und Kegel und Sack und Pack verladen werden, um den bewußten Lebensraum mit deutschen Menschen zu füllen. Diese sollten natürlich im Geiste des Nationalsozialismus erzogen und umerzogen werden, vor allem sollte die Jugend von ihm erfaßt werden. Im Mittelpunkt des neuen Dorfes sollte deswegen nicht mehr, wie bei der Ostsiedlung im Mittelalter, die Kirche stehen, sondern das Gemeinschaftshaus. Für die Stadtbewohner waren ähnliche Maßnahmen vorgesehen. Nicht von Blaschke, sondern von jemand anderem stammte die boshafte Bemerkung, daß ohnehin von drei Beamten mindestens einer zuviel sei. Wenn man solche Pläne zu Ende denkt, hätte das bedeutet, daß im Falle eines deutschen Sieges viele, wenn nicht die meisten deutschen Soldaten ihre Heimat nur für kurze Zeit wiedergesehen hätten, wenn sie nicht sogleich nach dem „Lebensraum“ verfrachtet worden wären. Blaschke kam auch auf den „Fall Karl Brammer“ zu sprechen (ich hoffe, daß ich den Namen richtig behalten habe). Dieser nahm als Herausgeber einer Wehrkorrespondenz an der täglichen Pressekonferenz im „Promi“ teil, wo er der Verbreiter, wenn nicht Urheber der politischen Witze war, die von dort ausgingen und von denen noch die Rede sein wird. Man wußte im „Promi“ nicht so recht, was man von ihm halten sollte, für einen harmlosen alten Schwätzer oder für einen ausgepichteten Bösewicht. M. W. entschied man sich für das erstere, womit man Brammer eigentlich unrecht tat, denn ich glaube nach dem Kriege gelesen zu haben, daß er enge Beziehungen zur Widerstandsbewegung hatte.

Von Blaschke erfuhren wir auch Näheres über die Schließung der *Frankfurter Zeitung* im Sommer 1943. Neuerdings berichtet dar-

über natürlich authentisch Gillessen in seinem mehrfach genannten Buch⁵⁹. Hitler haßte die Zeitung als „Judenblatt“ auch nach ihrer „Arisierung“, nach der ihr allerdings Redakteure wie Benno Reifenberg, Dolf Sternberger, Wilhelm Hausenstein, die mit ihr Schwierigkeiten hatten, noch bis 1943 erhalten blieben. Eines Tages Ende April/Anfang Mai erschien in dem Blatt ein Artikel, in dem, wenn man ihn so deuten zu müssen glaubte, Dietrich Eckart als Alkoholiker und Rauschgiftsüchtiger bezeichnet wurde. Eckart war aber der Lieblingsdichter Hitlers. Die *Frankfurter Zeitung* stoppte, als irgend jemand auf die Gefahr hinwies, die ihr durch den Artikel drohte, den Druck, aber eine ganze Anzahl von Exemplaren war bereits hinausgegangen, und eines von ihnen wurde Hitler zugespielt. Er bekam einen Tobsuchtsanfall und forderte die Einstellung der Zeitung, die dann auch am 31. August 1943 erfolgte. Was uns an dem Bericht von Blaschke besonders erstaunte: daß der Reichsleiter Amann den Redakteuren der Zeitung verbot, sich anderswo zu bewerben, ehe er nicht über ihre weitere Verwendung verfügt habe. Hale⁶⁰ berichtet von einem dramatischen Gespräch, das darüber Amann mit dem stellvertretenden Hauptschriftleiter der FZ, Erich Welter, führte. Man habe eigentlich die Redakteure der *Frankfurter Zeitung* an die Wand stellen wollen, sagte Amann zu Welter, doch habe er, Amann, sich überlegt, daß man sie dem Staate nutzbar machen solle, „denn zweifellos verstehen sie etwas von ihrem Handwerk. Man muß nur verhindern, daß sie zusammenbleiben. Mein Plan ist, sie aufzusplittern und ein paar ausgesucht tüchtige Fachleute in die Redaktion des VB zu übernehmen. Dort können sie kein Unheil anrichten . . . Ich stelle mir vor, daß eine Art Kreuzung stattfindet und daß die weltanschauliche Zuverlässigkeit meiner Schriftleiter mit der fachlich-journalistischen Tüchtigkeit der FZ-Redakteure vereinigt wird.“ Womit Amann den Parteijournalisten ein großes Armutszeugnis ausstellt und einen Lobpreis auf die Journalisten der alten bürgerlichen Schule anstimmt. Tatsächlich ist eine Anzahl von Redakteuren der *Frankfurter Zeitung* von dem Befehl Amanns betroffen worden. Ich nenne den Namen von Dr. Heinrich Scharp, der zur *Berliner Börsen-Zeitung* kommandiert wurde. Er war Chefredakteur der *Rhein-Mainischen Volkszeitung* in Frankfurt, die dem linken Zentrumsflügel zugehörig war und besonders gern von Leuten aus der katholischen Jugendbewegung gelesen wurde. Nachdem sie bald nach der Machtergreifung verboten war, wurde Dr. Scharp von der *Frankfurter Zeitung* übernommen, zuletzt als Leiter ihrer Berliner Redaktion. Die Sowjetrussen nahmen ihn gefangen. Als der frühere Reichskanzler Wirth, der bis an sein Lebensende dem Rapallo-Geist verpflichtet war, sich wieder mit den Sowjets einließ, erwirkte er Scharps Freilassung, allerdings erst 1953. Sieben

59 Vgl. GILLESSEN, S. 468—500.

60 Vgl. HALE, S. 288 ff.

schwere Jahre hatte der einstmals allgemein hochgeschätzte katholische Journalist in Gefangenschaft verbracht, u. a. im KZ Buchenwald.

Als politischen Redakteur traf ich im Berliner Büro der Ostzeitungen Rudolf Skuin an, einen Baltendeutschen aus Lettland, der von der *Königsberger Allgemeinen Zeitung* gekommen war. Bis auf einige Trübungen, an denen ich nicht ganz unschuldig war, bin ich mit ihm gut ausgekommen. Allerdings war die Liebenswürdigkeit nicht gerade seine stärkste Seite. Um so mehr bewies sie seine Frau, die er mit drei Kindern von Königsberg nachkommen ließ. Sie bezogen ein Haus in Blankenfelde, einem Städtchen vor den Toren Berlins, wo ich einige Male ihre großzügige Gastfreundschaft genossen habe. Leider liegt der Ort außerhalb des Berliner Stadtgebietes, so daß er nach dem Kriege nicht zum nahegelegenen Westsektor, sondern zur sowjetischen Besatzungszone gehörte. Skuin war nicht geflüchtet, als er das erste Mal von den Russen vernommen worden war. Vertraute er auf seine russischen Sprachkenntnisse? Wenn dem so war, dürften sie ihm eher zum Verhängnis geworden sein. Ein zweites Mal von den Sowjets vorgeladen, wurde er von ihnen nicht mehr freigegeben. Wie seine Frau vom Roten Kreuz erfahren hat, ist er in einem sowjetischen Lager gestorben.

Zu den ständigen Mitgliedern des Büros gehörte ein junger Mann, der von der HJ kam und sich einer besonderen Protektion erfreut haben muß. Er hat niemals eine Zeile geschrieben und auch kein Manuskript redigiert. Seine Aufgabe bestand eigentlich nur darin, daß er mittags die Pressekonferenz im Reichspropagandaministerium wahrnahm und uns die dort ausgegebenen Tagesparolen und Richtlinien wissen ließ. Allerdings mußte er uns auch die auf der Pressekonferenz kursierenden neuesten politischen Witze mitbringen. Ein besonders hübscher ist mir in Erinnerung geblieben aus der Zeit, da Italien ausstieg: Räder rollen für den Sieg (eine beliebte Parole!), Achsenbruch verkürzt den Krieg! Der Witz war schon einen Kopf wert, wenn er an die falsche Adresse kam. Aber die Journalisten einte, welcher Couleur sie auch waren, um die Zeit und ihren Beruf zu ertragen, der besagte Zynismus.

Ich mußte ob meiner schwarzen Vergangenheit mit meinen Äußerungen besonders vorsichtig sein. Als mir doch einmal eine leise Andeutung zugunsten Brünings entfuhr, hieß es sofort: Siehste, da haben wir ihn! Wenn mich Skuin einen leicht christianisierten Pruzzen zu nennen beliebte, nahm ich dies mit heiterer Gelassenheit hin.

Gern wurde ich im Außendienst eingesetzt, ob aus besonderen Gründen, sei dahingestellt. So schickte man mich in die berühmte Kundgebung, auf der am 18. Februar 1943 Joseph Goebbels den totalen Krieg verkündete. Der Sportpalast war natürlich überfüllt. Ich sah von meinem Presseplatz alles braun in braun. Doch

behauptet Walter Hagemann, der in seinem Buch der Goebbels-Rede ein eigenes Kapitel widmet⁶¹, daß die meisten Hörer Funktionäre und ausgesuchte Parteianhänger in Zivil gewesen seien, die das deutsche Volk darstellen sollten. Sie mögen vor allem die Plätze im riesigen Parterre eingenommen haben, die ich von den Presseplätzen nicht einsehen konnte. Auf der Ehrentribüne glaubte ich Robert Ley, Baldur v. Schirach und auch den großen Schauspieler Heinrich George zu erkennen. Diesen, der einmal der Hinkemann in Ernst Tollers kommunistischem Stück gleichen Namens gewesen war, hatte Goebbels damit geködert, daß er ihn zum Intendanten des Schillertheaters machte. Ursula von Kardorff bemerkt in ihren Aufzeichnungen aus der Zeit, als sie Redakteurin der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* in Berlin war, zu der Kundgebung im Sportpalast: „Einer unserer Schriftleiter, der zur Berichterstattung da war, erzählte uns, wie die Menge getobt hat. Er ist ein ruhiger, bedächtiger Mann und Antinazi. Und doch ertappte er sich dabei, wie er mit aufsprang und um ein Haar mitgeschrien hätte, bis er sich beschämt wieder auf seinen Sitz zurückfallen ließ. Er sagte, wenn Goebbels weiterhin gefragt hätte: ‚Wollt ihr alle in den Tod gehen?‘ so hätten sie genauso ‚Ja‘ gebrüllt.“⁶² Der Kollege von der DAZ muß an einem anderen Priesstisch gesessen haben als ich. An meinem großen runden Tisch ist keiner von den ca. anderthalb Dutzend Journalisten aufgesprungen, und erst recht hat keiner mitgebrüllt. Ich habe niemals vorher noch nachher erlebt, daß Journalisten eine Rede so eifrig mitgeschrieben haben wie wir damals die von Goebbels. So waren wir einfach in Ausübung unserer Berufspflicht daran gehindert, aufzuspringen und mitzuschreien! Die unseren Tisch umdrängenden Goldfasane zeigten deutlich ihr Mißvergnügen an unserem Verhalten, aber wir konnten ja nicht anders. Ich will nicht leugnen, daß die teuflische Redekunst des Joseph Goebbels nicht auf mich einigen Eindruck gemacht hat. Auch Hagemann bemerkt⁶³, daß die Rede rhetorisch eine der besten gewesen sei, die Goebbels seit 1933 gehalten habe. Unter dem ersten Eindruck werde ich auch den Bericht verfaßt haben, der noch am selben Abend an die Ostzeitungen ging. Ich gäbe was drum, wenn ich ihn noch einmal lesen könnte, aber die Zeitungen in den von den Deutschen besetzten Gebieten sind, wie Hale bemerkt, sofern vorhanden, in alle Himmelsrichtungen verstreut, so daß sie bisher auch noch keinen Bearbeiter finden konnten⁶⁴. „Nüchtern“ geworden, durchschaute ich sehr bald die ganze Macht der Goebbels-Rede. Im Grunde genommen hatte er im Sportpalast sich selbst inszeniert. Hitlers Reden waren weit weniger systematisch als die

61 Vgl. HAGEMANN, S. 464—473.

62 U. v. KARDORFF, *Berliner Aufzeichnungen aus den Jahren 1942—1945* (dtv Nr. 1692). München 1981, S. 34.

63 HAGEMANN, S. 472.

64 Vgl. HALE, S. 281, Anm.

von Goebbels aufgebaut, dazu sprach er im Gegensatz zu Goebbels ein grausames Deutsch, aber anders als dieser verfügte er über ein negatives Charisma, womit er viele Leute, Frauen vor allem, in seinen Bann zog. Hagemann hat schon Recht, wenn er zu Goebbels' Rede im Sportpalast noch bemerkt, daß ihre propagandistische Wirkung tatsächlich sehr ungleichwertig gewesen sei. Selbst für Gesinnungsverwandte sei das hysterische Kreischen und Schreien der Massen befremdend und abstoßend gewesen, um wieviel mehr für innerlich Abseitsstehende, gerade auch für solche, die an den Rundfunkgeräten nicht unmittelbar im Sportpalast Goebbels' Rhetorik ausgesetzt waren⁶⁵.

Zu Goebbels noch eine Begebenheit, von der mir in Braunsberg Verlagsdirektor Orth erzählte, der ja, ehe er zu uns kam, Berliner Korrespondent der *Kölnischen Volkszeitung* war. Als diese zu Beginn der NS-Zeit in finanzielle Schwierigkeiten geriet, stieß der mit dem Sortieren der Akten beauftragte Max Horndasch auf das Gesuch eines gewissen Dr. Joseph Goebbels um eine Volontärstelle in der Redaktion der KV. Dabei soll sich der Brust von Horndasch ein scherzhafter Seufzer entrunnen haben: Hätten wir den genommen, wären wir nicht Pleite gegangen! Grob gesagt, hat Goebbels, der ehemalige UVer und Stipendiat des Albertus-Magnus-Vereins, sein unbestreitbares rednerisches und organisatorisches Talent an den Meistbietenden verkauft. Im übrigen ist es vor allem Horndasch zu verdanken gewesen, daß die KV noch bis 1941 erscheinen konnte, wenn sie auch nicht mehr im eigenen Hause, sondern bei Fredebeul und Koenen in Essen gedruckt wurde und nur noch einen sehr dürftigen Anblick bot. Das Schwesterblatt, die *Berliner Germania*, hauchte bereits 1938 ihr Leben aus.

Als unser Büro noch in der Luisenstraße lag, erlebten wir regelmäßig am späten Nachmittag, wie Goebbels, vorn und hinten von SS

⁶⁵ Bezeichnend für die damalige Situation und für den Druck, dem gerade auch Prominente ausgesetzt waren, ist eine Stelle aus den Erinnerungen des Schauspielers Bernhard Minetti, der 1930—1945 zu dem großartigen Ensemble des Preußischen Staatstheaters in Berlin gehörte. Er schreibt: „Eines Tages wurde ich in einer wichtigen Angelegenheit in die Leipziger Straße gebeten. Vor der Tür traf ich Herbert von Karajan (Leiter der Berliner Staatskapelle, nachmals Chefdirigent der Berliner Philharmoniker, d. Verf.); wir gingen zusammen hinaus, und wir bekamen die Einladung zu der großen Veranstaltung im Sportpalast, in der Goebbels die bis heute nachhallende Frage stellte: ‚Wollt ihr den totalen Krieg?‘ Vorher hatte ich nur zwei-, dreimal beim verordneten ‚Gemeinschaftsempfang‘ im Theater die sogenannten ‚Führerreden‘ gehört, auch manche zu Hause am Radio. Diese Veranstaltung war etwas Neues. Es war die erste nationalsozialistische Versammlung, die ich besuchte. Man war gebeten, was soviel hieß wie: hinbefohlen. Ich stand zusammen mit Eugen Klöpfer, hinter mir stand Theodor Loos (zwei bedeutende Berliner Schauspieler, Klöpfer war zudem von Goebbels zum Intendanten der Berliner Volksbühne ernannt worden, d. Verf.), die ganze Prominenz der Berliner Gesellschaft wie der Künstlerschaft war versammelt. Es gibt ein Foto von dieser Veranstaltung. Es sagt nichts anderes, als daß wir da waren; ich habe nicht mitgeschrien. Mir verschlug es die Sprache. Ich habe die Lippen zusammengepreßt.“ B. MINETTI, Erinnerungen eines Schauspielers. Hrsg. v. G. RÜHLE. Stuttgart 1985, S. 143.

beschützt, mit großem Getöse in Richtung seines Gutes außerhalb des Berliner Nordens brauste. Er war dort, „seine Berliner“ ihrem Schicksal überlassend, vor Luftangriffen sicher. Aber er mußte ja seine kostbare Person für die ungeheuer wichtigen Aufgaben, die sie für das deutsche Volk zu erfüllen hatte, erhalten. Jedenfalls blieb Goebbels, so weit er auch sein Mundwerk aufriß und so sehr er sich reckte und streckte, ein Mann im zweiten Glied, wofür bezeichnend war, daß an der Kundgebung im Sportpalast keiner von der ersten Garnitur der Partei, weder Hitler, der selbst gegen Ende des Krieges kaum noch als Redner hervorgetreten ist, noch Göring und Himmler und Bormann teilnahmen, obschon es sich um eine höchst wichtige Sache handelte, zumindest nach Goebbels' Meinung. So nützlich das Reichspropagandaministerium für das System war, wirklich angesehen war es nicht, und so ist es zu verstehen, daß Goebbels mit aller Macht nach dem Außenministerium strebte, das den von brennendem Ehrgeiz Erfüllten viel weiter nach vorn gebracht hätte. Erster Mann neben Hitler wurde Goebbels erst im Tode, als die übrigen Parteigrößen den Führerbunker in Berlin verlassen oder erst gar nicht aufgesucht hatten. Allerdings war Goebbels hier mit seinen Propagandakünsten am Ende. Die Art, wie sich Hitler und er mit seiner Familie vom Leben absetzten, war propagandistisch gesehen eine ausgesprochene Fehlleistung. Keine Spur von „Einzug in Wallhall“ oder „Götterdämmerung“. Und so total, wie ihn Goebbels angekündigt hatte, ist der weitere Krieg nun auch wieder nicht gewesen. So wurden die Theater erst im September 1944 geschlossen, die Schauspieler, die sich Goebbels' Gunst erfreuten, durften auch danach filmen, und der „Heldenklau“, von dem gleich die Rede sein wird, wurde sofort zurückgepfiffen, als er die Parteidienststellen nach frontdienstfähigen Männern sieben wollte. Was Goebbels allerdings, wenigstens für einige NS-Größen wie Hitler, Göring, Himmler und sich selbst wahrgemacht hat, ist seine Äußerung vom Februar 1943: „Nur als Leichen werden wir die Ämter wieder verlassen.“⁶⁶

Am 20. Juli 1944 verließen nach Dienstscluß unsere Damen wie üblich das Büro, kehrten aber alsbald zurück: Militär habe sie nicht durchgelassen. Wir befanden uns demnach innerhalb des von den Verschwörern vorgesehenen Sperrgebietes. Wenig später kam Dr. Blaschke ins Büro, wohl aus dem „Promi“. Zufällig empfing ich ihn an der Tür. Er war kreidebleich. „Militärputsch?“ entfloß es mir. Er sah mich groß an und gab mir ausweichende Antwort. Kam ihm ein Verdacht gegen mich, der ich ohnehin mit einem gewissen Makel behaftet war? Kaum möglich, denn was konnte die Absperrung durch Militär schon anderes bedeuten als daß von dieser Seite etwas im Gange war! Wie dilettantisch das ganze Unternehmen angelegt war, geht schon daraus hervor, daß die Verschwö-

66 Zitiert nach GILLESSEN, S. 105.

rer nicht einmal das Telegraphenamt besetzt hatten. Ich wollte in der folgenden Nacht zu meinen Eltern nach Ostpreußen fahren. Ungehindert konnte ich ihnen telefonisch durchsagen, daß besonderer Umstände wegen wohl aus meinem Besuch nichts werde. Nach einiger Zeit aber wurde die Sperre aufgehoben, die Damen konnten sich auf den Weg nach Hause machen, und ich machte mich am Abend auf den Weg nach Braunsberg. Die ganzen Vorgänge, um die es hier ging, sind längst bekannt geworden, so daß ich hier nicht näher darauf einzugehen brauche.

Als nach dem mißglückten Attentat vom 20. Juli 1944 die Prozesse vor dem Volksgerichtshof in Gang kamen, erhielt unser Büro eine Karte für einen Verhandlungstag. Was nicht bedeutete, daß wir selbst über die Verhandlung berichten durften, wir waren auf den vom „Promi“ zensierten Einheitsbericht angewiesen. Wir waren nach meinen Erinnerungen zum zweiten Prozeß in der Reihe zugelassen. Da wir nur eine Karte hatten, wechselten wir uns alle zwei Stunden ab. Ich war als erster dran. Das Gefühl der Beklemmung, mit dem ich das Gerichtsgebäude an der Potsdamer Straße betrat, brauche ich nicht zu beschreiben. Man wies mich an, einen Platz in den Pressebänken einzunehmen. Sie waren nur sehr schwach besetzt, außer dem offiziellen Berichtersteller waren noch einige Vertreter anderer Berliner Schriftleitungen anwesend. Im Zuschauerraum waren vorwiegend Goldfasane zu sehen. An einen Offizier in Luftwaffenuniform, der Helmut Schmidt heißen und als ständiger Beobachter aus dem Reichsluftfahrtministerium an den Prozessen teilgenommen haben soll, kann ich mich nicht erinnern. Durch den üblichen freien Raum getrennt, saßen den Presseplätzen gegenüber die Angeklagten in mehreren aufsteigenden Reihen. Vor ihnen hatten die Pflichtverteidiger ihre Plätze eingenommen, wenn ich mich wieder recht erinnere, wie die übrigen Gerichtspersonen in roten Roben. Sie sind aber kaum in Erscheinung getreten, sie waren wohl nur bestellt, um der Form zu genügen, und haben eher noch auf ihre Mandanten eingedroschen. Den ersten Platz unter den Angeklagten nahm der Chef des Nachrichtenwesens des OKH (Oberkommando des Heeres) General Thiele ein (nicht zu verwechseln mit dem Chef des Nachrichtenwesens des OKW Fellgiebel, der bereits abgeurteilt war). Ich saß ihm gegenüber. Wenn die Rede auf gebrochene Augen kommt, muß ich sofort an die des Generals Thiele auf der Anklagebank des Volksgerichtshofs denken.

Wie der Präsident Roland Freisler mit den Beisitzern den Saal betrat, erhoben sich alle wie gewohnt von den Sitzen und grüßten pflichtgemäß den Führer. Das Gericht nahm vor dem von den Bildern bekannten riesigen Hakenkreuz und der übergroßen Hitlerbüste Platz. Mir fiel auf, daß einer der Beisitzer Generalsuniform trug. Es war, wie ich dann erfuhr, der General Reinhardt, der einzige, der aus dem Mannschaftsstande zu diesem Rang befördert

war und der sich darum offensichtlich Hitler zu besonderem Danke verpflichtet fühlte.

Ehe Freisler Thiele zur Person vernahm, fühlte sich dieser mit monotoner Stimme zu einem Schuldbekennnis verpflichtet; er habe den Führer, der nur das Beste für das deutsche Volk wolle, verraten, in diesem Sinne folgten noch einige Sätze. Offensichtlich war der General, wie auch seine ganze Erscheinung verriet, in der Untersuchungshaft präpariert worden. Dann befragte Freisler, der das erwartete Schuldbekennnis ungerührt zur Kenntnis nahm, Thiele nach seiner Teilnahme am Ersten Weltkrieg, an dem er weitgehend an der Front gewesen war. „Und im Zweiten Weltkrieg waren Sie wieder an der Front?“ warf Freisler dann dazwischen. „Nein“, sagte der General etwas zögernd. Natürlich wußte Freisler aus den Akten, daß diese Antwort kommen mußte, er wollte durch seine Frage nur Thiele bloßstellen. Anschließend an die Angaben zu seiner Person wurde der General von Freisler befragt, wie er eigentlich auf die „falsche Bahn“ gekommen sei. Er habe, antwortete er, auf Grund seines Amtes Schweizer Zeitungen lesen müssen, und dadurch sei er an der Strategie wie überhaupt an der Politik des Führers irre geworden. Da sprang Freisler wie von der Tarantel gestochen auf und schrie in den Saal: „Ich habe auch Schweizer Zeitungen gelesen — aber dann habe ich gesagt: Weg mit dem Gift!“ In dieser makabren Szene erwies sich Freisler genau als der Schmierenskomödiant, als er so oft geschildert wird.

Aus den übrigen Vernehmungen ragte die des Obersten Jäger heraus, weil dieser trotz der Untersuchungshaft seine Courage bewahrt hatte. Ihn fragte Freisler wohlweislich nicht nach seinem Verhalten im Kriege. Doch nahm Jäger eine Möglichkeit in seiner Vernehmung wahr — Freisler konnte ihm dabei schlecht das Wort entziehen — von seinen Kriegstaten zu berichten. Er sei mehrfach, z. T. schwer verwundet worden und habe auch eine Reihe von Auszeichnungen erhalten, darunter, wenn ich mich recht erinnere, das Ritterkreuz. Am 20. Juli sei er aus dienstlichen Gründen in Berlin gewesen, hier sei er zufällig am OKW in der Bendlerstraße vorbeigegangen, und als er dort eine gewisse Unruhe bemerkte, sei er hineingegangen, um zu sehen, was da los sei, und dabei sei er verhaftet worden. Das waren natürlich alles Schutzbehauptungen. In Wirklichkeit gehörte Jäger zu den aktiven Widerstandskämpfern. Das geht auch aus den erwähnten Aufzeichnungen der Frau von Kardorff hervor, in denen wir Jäger mehrfach begegnen. Aber es war schon imponierend, wie er um seinen Kopf rang, den er natürlich doch nicht retten konnte. Jedenfalls hat er keinen anderen mit ins Unglück gerissen. Eher könnte dies schon bei dem Freiherrn von Leonrod der Fall gewesen sein, der als letzter in der ersten Reihe der Angeklagten saß, mit einem Bärtchen im braunen Gesicht, zusammengekrümmt, die Todesangst schaute ihm aus den Augen. Ich habe der Vernehmung des Barons nicht mehr zur Gänze beige-

wohnt, sondern mein Kollege Skuin, der uns anschließend darüber eingehend berichtet hat.

Die Vernehmung des Freiherren von Leonrod gewann dadurch besondere Bedeutung, daß zu ihr als Zeuge — übrigens m. W. der einzige Zeuge, der in den Prozessen nach dem 20. Juli vernommen worden ist — aus der „Schutzhaft“ des Kuratus von Heiligblut in München Hermann Josef Wehrle angehört worden ist. Diesen hatte von Leonrod eines Tages in seiner Wohnung aufgesucht. Nach Skuin, der gewiß nicht besonderer Sympathien mit dem Katholizismus verdächtig war, wurde vor Gericht ausdrücklich festgestellt, daß das Gespräch außerhalb des Beichtgeheimnisses stattgefunden habe. Von Leonrod (der, wie ich später gelesen habe, von Stauffenberg selbst über das geplante Attentat unterrichtet worden war) soll an den Geistlichen etwa folgende Frage gestellt haben: Wenn ich das Oberhaupt eines Staates für einen Verbrecher halte und ich erfahre, daß gegen diesen etwas im Gange ist, ist es eine Sünde, wenn ich davon den zuständigen Stellen keine Kenntnis gebe? Nach von Leonrod soll Wehrle gesagt haben, es sei keine Sünde, der Geistliche aber behauptete — immer noch nach dem Bericht von Skuin — das Gegenteil. Er habe aus seinem Schrank das Lexikon für Theologie und Kirche genommen und ihm daraus vorgelesen, daß zwar ein Jesuit den Tyrannenmord befürwortet, die Kirche selbst aber ihn verurteilt habe, im übrigen rate er, Wehrle, der natürlich ahnte, worauf von Leonrod hinauswollte, ihm dringend, die Finger davon zu lassen. Das alles stimme, sagte der Baron, doch er blieb bei seiner Behauptung, die Wehrle belastete. Soweit der Bericht meines Kollegen Skuin. Der Fall Wehrle ist bis in die letzte Zeit immer wieder in der Öffentlichkeit diskutiert worden. So sind im Fernsehen auch die Aufnahmen gezeigt worden, die von dem Prozeß gegen ihn gemacht wurden. Hier interessiert vor allem die Frage, ob man von dem Gespräch zwischen von Leonrod und Wehrle durch Beobachtungen seitens der Gestapo erfahren hat oder ob der Baron in seiner Todesangst von sich aus den Untersuchungsrichter davon unterrichtet hat, gleichsam um damit zu einem Strohalm zu greifen. Sollte das letztere der Fall sein, wäre es pharisäerhaft, ihn deswegen zu verurteilen.

Hier sei wenigstens noch auf einen neueren Beitrag über Wehrle hingewiesen⁶⁷. Danach soll von Leonrod bei seiner Vernehmung vor dem Volksgerichtshof gesagt haben, daß er von seinem Beichtvater, also Wehrle, den Bescheid erhalten habe, daß nach der offiziellen Lehrmeinung der Kirche der Tyrannenmord abzulehnen sei. „Wenn ich mich trotzdem beteiligt habe, dann habe ich nach der Entscheidung meines Gewissens gehandelt.“ Leider gibt der Autor nicht die Quelle des Zitates an. Jedenfalls sei durch die Bemerkung von Leonrods Freisler auf Wehrle aufmerksam geworden. Aus der

67 Th. SCHMIDKONZ SJ, Hermann Josef Wehrle — ein vergessener Zeuge. In: MÜNCHENER KATHOLISCHE KIRCHENZEITUNG vom 16. 9. 1984.

„Schutzhaft“ ist dieser in die Untersuchungshaft überführt und ihm am 14. 9. 1944 der Prozeß gemacht worden. Er wurde nicht, wie man nach meiner Wiedergabe der Aussagen Skuins eigentlich erwarten durfte, auf Grund der angeblichen Feststellungen von Leonrods wegen Mittäterschaft zum Tode verurteilt, sondern nach Schmidkonz wegen Unterlassung der Anzeige des Planes der Ermordung Hitlers. Da dieses Vergehen Freisler für ein Todesurteil genügte, bedurfte es nicht der von Skuin vermerkten Einlassungen von Leonrods, wobei auch ein Irrtum meines Kollegen natürlich nicht ganz auszuschließen ist, ebenso wie von meiner Seite ein Erinnerungsschwund. Keinesfalls aber ist daran zu rütteln, da Wehrle als Zeuge bei der Vernehmung von Leonrods aus der „Schutzhaft“ vorgeführt worden ist und daß das Gespräch zwischen von Leonrod und Wehrle außerhalb des Beichtgeheimnisses geführt worden ist. Ich habe mir die Aussage von Skuin genau gemerkt, weil sie mich als Katholiken natürlich ganz besonders interessierte.

Von den schweren Luftangriffen in jenen Jahren wurden auch wir mit unserem Büro getroffen, und so mußten wir mehrfach das Quartier wechseln. Eine Zeitlang waren wir in einem Nebengebäude des 1941 errichteten Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete untergebracht, woraus sich zwangsläufig einige Kontakte mit Beamten des Hauses ergaben. Dabei machten wir bald die interessante Feststellung, daß als Erzfeind des Ministeriums der Reichskommissar für die Ukraine und Gauleiter von Ostpreußen Erich Koch galt. Anders als dieser trat das Ostministerium offensichtlich für eine humanere Behandlung der unterworfenen Völker ein. Dabei wurde immer wieder der Name eines hohen Ministerialbeamten genannt, der besonders in dieser Richtung tätig war: Otto Bräutigam. Wie ich sogleich bemerken möchte: Bräutigam, der m. W. vom Reichsaußenministerium an das Ostministerium ausgeliehen war, ist nach dem Kriege im Auswärtigen Dienst weiterbeschäftigt worden, zuletzt als Generalkonsul in Hongkong, wie mir sein Neffe, zu dem Zeitpunkt dieser Aufzeichnungen als Staatssekretär, Leiter der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland in der DDR, in einem Brief vom 23. November 1982 bestätigt hat. Otto Bräutigam hat über seine Erfahrungen im Dienste des Ostministeriums ein aufschlußreiches Buch⁶⁸ geschrieben, dem man nur einen besseren Lektor gewünscht hätte. Zufällig stellte ich in einem Jahrbuch des KV fest, daß Otto Bräutigam Mitglied dieses katholischen Studentenverbandes gewesen ist, dessen Prinzipien er also auch in schwerster Zeit treu geblieben ist. Was den Minister für die besetzten Ostgebiete Alfred Rosenberg betrifft, so ist er natürlich identisch mit dem Verfasser des berühmten Machwerkes „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“. Doch der

68 So hat es sich zugetragen. Ein Leben als Soldat und Diplomat. Würzburg 1968.

steht hier nicht zur Debatte. Der Minister Rosenberg ist vom Nürnberger Tribunal zum Tode verurteilt und hingerichtet worden, weil man ihn für die deutschen Greuelthaten in den besetzten Ostgebieten mitverantwortlich machte. Wie ich vernommen habe (die Quelle kann ich allerdings leider nicht mehr genau angeben), soll man bei den Aufräumarbeiten im Hauptgebäude des Ostministeriums, der früheren und jetzigen russischen Botschaft, auf einen Panzerschrank gestoßen sein. Als man ihn öffnete und den Inhalt sicherte, sei man auf Material gestoßen, nach dem, wie ein Nürnberger Ankläger geäußert haben soll, Rosenberg nicht zum Tode verurteilt worden wäre, wäre es schon bei dem Prozeß bekannt gewesen. Allerdings ist Rosenberg viel zu schwach gewesen, um sich gegen die Reichskommissare Koch und Lohse und die in den besetzten Gebieten wütende SS durchzusetzen.

Für die Gründe, die Rosenberg veranlaßten, eine mildere Behandlung wenigstens einiger Ostvölker zu befürworten, aber auch für seine maßlos überhebliche Grundhaltung ist die Darstellung in den bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des uns bereits bekannten Presseannes Emil Frotscher aufschlußreich⁶⁹, der Anfang 1942 die deutschsprachige *Revaler Zeitung* eingerichtet hatte. Er schreibt:

Eines Tages hatte einer der Redakteure der Revaler Zeitung, ich glaube, es war der Baltendeutsche Boris Ina, in einer Revaler Schule eine Schülerzeitung entdeckt. Name des jugendlichen Künstlers: Alfred Rosenberg, der damals noch nichts davon ahnte, daß er eines Tages Reichsminister, Chefideologe und Verfasser des von uns nur Mikosch des 20. Jahrhunderts genannten Werkes „Mythus des 20. Jahrhunderts“ sein werde. Und weiter geschah zur gleichen Zeit folgendes: Der Generalkommissar für Estland ließ die Redaktion wissen, man werde demnächst die orthodoxe Kathedrale auf dem Schloßberg abreißen, Wahrzeichen des versinkenden Russentums. Wir sollten im Blatt, so wünschte Generalkommissar Lietzmann⁷⁰, auf die Baufähigkeit des Gebäudes hinweisen. So wollte man mangels Zivilcourage den sinnlosen Zerstörungsakt motivieren. Die Redaktion kochte vor Empörung und meuterte regelrecht. Dr. Baumhauer und die Baltendeutschen probten den Aufstand. Langer Hermann, Schloß, Dom, Olaikirche, Totentanz und vieles andere gehörten genauso zu Reval wie die orthodoxen russischen Kirchen. Sie zusammen bildeten das unvergleichliche Städtebild Reval. Es zu zerstören, war Barbarei. Wir schmiedeten einen erpresserischen Plan. Ich sollte Rosenberg in Berlin das Jugendwerk seiner Zeichenkunst schenken und die dadurch zweifellos entstehende versöhnliche Atmosphäre nutzen, um ihm die

⁶⁹ Zitiert m. freundl. Genehmigung v. Frau G. Müller, geb. Frotscher (Wilhelmshaven).

⁷⁰ Lietzmann war der Sohn des Generals, nach dem die Stadt Lodz umbenannt wurde. Als SA-Obergruppenführer in Ostpreußen hatte ihn der Gauleiter Erich Koch, der in ihm einen Rivalen sah, verdrängt. Dem Massaker des sog. Röhmputsches von 1934 entging er durch seinen Namen.

Erhaltung der Kathedrale abzutrotzen. Am liebsten hätte mich die Redaktion sofort nach Berlin geschickt, um keine Zeit für das Rettungswerk zu verlieren.

Ich ging vorher noch einmal zu Generalkommissar Lietzmann, um mich über die Hintergründe zu orientieren. Das könnte für mein Gespräch mit Rosenberg nur dienlich sein. Lietzmann, bestimmt kein dickköpfiger Zerstörungswüterich, berief sich auf den Befehl Berlin: Rosenberg wollte seine Geburtsstadt Reval „eindeutschen“. Und dabei müßten eben wohl oder übel gewisse Wahrzeichen der Russifizierung fallen. Natürlich sei das bedauerlich, aber er — Lietzmann — sei selbst der Meinung, daß diese Reinigung dazugehöre, wenn man Estland dem Westen wiedergewinnen wolle. So seien mit dem Esten Mae bereits erste Ansätze gemacht, eine estnische Selbstverwaltung in die Wege zu leiten. Interessant und neu für mich war, daß Lietzmann auch unumwunden von gewissen Gegensätzen zwischen Rosenberg und Hitler sprach. Während der gesamte Osten — von Polen angefangen — für Hitler nur „Lebensraum“ für die Deutschen sei, habe Rosenberg den Plan, mit den baltischen Ländern, Weißrußland und wahrscheinlich auch einer von Rußland losgelösten Ukraine eine Deutschland verbundene selbständige Zone zu schaffen.

Diese gelte es zu fördern und vorzubereiten. Leider könne sich Rosenberg, der ja im Grunde genommen ein Träumer sei, gegenüber den rigorosen Ideen Hitlers nicht durchsetzen. So wolle er als Reichsminister für die besetzten Ostgebiete mit gewissen „Zerstörungsmaßnahmen“ Hitler beweisen, wie sehr er das russische Element aus den Randgebieten entferne. Vielleicht könnte er damit Hitler geneigter für seine weitergehenden Pläne machen. Es blieb in diesem Gespräch offen, ob Lietzmann auf seiten Hitlers oder Rosenbergs stand, es schien mir, als ob er eher dem „Führer“ zuneigte, vor allem da er wußte, daß sein nächster Vorgesetzter, der Reichskommissar Lohse in Riga, ein getreuer Vasall Hitlers war, der dem „Romantiker“ Rosenberg mit einer gewissen Reserve gegenüberstand. Jedenfalls hatte Lietzmann aber keine Einwendungen, als ich ihm erzählte, ich würde nicht aufgeben, sondern versuchen, Rosenberg umzustimmen.

Kaum in Berlin angekommen, ging ich ins sogenannte Ostministerium, die Residenz Rosenbergs. Zu ihm zu gelangen, war für mich nicht schwer. Ein Anruf von Rienhardt genügte, und durch Rosenbergs Pressechef Crantz, den ich gut kannte und auch schätzte, ließ mir Rosenberg sagen, er freue sich auf meinen Bericht über seine Heimatstadt Reval.

Rosenberg machte auf mich tatsächlich den Eindruck eines Träumers, der sich — wie so viele andere prominente Nationalsozialisten — in eine Rolle hineinzwang, der er nicht gewachsen war. Er war weder ein Ideologe, dafür fehlten ihm die geistigen Voraussetzungen, noch ein Minister, dafür mangelte es ihm an Energie und Organisationstalent. Er interessierte sich für jede Straßenecke in Reval, und ich hatte alle Mühe, bei meinen geringen Kenntnissen der Stadt alle seine Fra-

gen zu beantworten. Er fragte mich auch nach meinem Urteil über Lietzmann und Lohse, was ich als nicht sehr taktvoll empfand und demgemäß ausweichend beantwortete. Dann war der große Moment gekommen. Ich überreichte ihm feierlich — ich genoß den Augenblick — das Geschenk der Redaktion, die in mühevoller Arbeit ganz Reval durchkämmt habe, um dem Herrn Reichsminister ein Geschenk aus seiner Jugendzeit zu überreichen. Rosenberg wurde wieder zum Kind, er starrte das Bildchen lange Zeit wortlos an (ich glaube, es war eine Straßenszene mit markanten Revaler Gebäuden). Ganz traumverloren. Es schien, als sei ich gar nicht mehr vorhanden, als sei er allein mit seiner Vergangenheit. Irgendwie mußte das Bild bei ihm Empfindungen ausgelöst haben, über die er sich bisher selbst nicht klar gewesen war. Dann sprang er impulsiv auf, was ich dem etwas lethargischen Manne gar nicht zugetraut hatte, und drückte mir beide Hände.,,Danken Sie der Redaktion, und Dank vor allem Ihnen“, sagte er. Und seine Stimme klang belegt.

Das war der richtige Augenblick. Der Boden für meine Aufgabe war präpariert, jetzt kam es nur darauf an, das Feld geschickt zu beackern. Ich begann vorsichtig, wohl ein halbdutzendmal ließ ich die Floskel „Samarkand in Lübeck“ einfließen, ich bettelte um Mitleid für die Kathedrale. Rosenberg hörte mich ruhig bis zum Ende an, starr den Blick auf mich gerichtet.

Und dann geschah, was ich nicht erwartet hatte. Wieder sprang er auf, aber diesmal mit Anzeichen der Wut, die ich bei ihm nie erwartet hatte. Verschwunden war die Stimmung der Jugenderinnerung, verschwunden Romantik und Träumerei. Unbeherrscht schrie er mich an: „Sie, Sie Kulturbolschewist.“ Und noch einmal wiederholte er, etwas leiser und mit noch mehr Verachtung in der Stimme: „Sie, Sie Kulturbolschewist!“

Welche Seite seines Wesens hatte ich getroffen? War sein Haß gegen Rußland so riesengroß? Denn mit dem Bolschewismus hatte die arme Kathedrale in Reval beileibe nichts zu tun.

Jäh war mein Gespräch beendet. Nicht einmal mit einem Händedruck verabschiedete er mich, den Kulturbolschewisten. Die Jugendzeichnung lag unbeachtet auf dem Schreibtisch. Ich warf noch einen letzten Blick auf das Bildchen. Ob es jetzt wohl in den Papierkorb wandern würde?

So weit die Aufzeichnungen Frotschers. Die Kathedrale wurde aus welchen Gründen auch immer tatsächlich nicht abgerissen, sie überdauerte den Krieg.

Hitler schien den alten Gauleitern vom Schlage eines Koch geradezu hörig zu sein. Ihre Korruption mußte schon zum Himmel stinken, ehe er sich von ihnen trennte, z. B. im Falle des Gauleiters von Ostbrandenburg Kube. Doch setzte er diesen nach den militärischen Anfangserfolgen zum Generalkommissar für Weißrußland in Minsk ein. Da passierte Kube das Mißgeschick, daß ein einheimisches Dienstmädchen ihm eine Tellermine unter die Matratze

legte, worauf der Generalkommissar mit dem Bette hochging. Seiner Frau, die neben ihm schlief, geschah merkwürdigerweise gar nichts. Natürlich gab es zu seinen Ehren in der Reichskanzlei einen Staatsakt, zu dem ich als „Außendienstler“ von meinem Büro kommandiert wurde. Auf diese Weise drang ich in die als Wunderbau gepriesene neue Reichskanzlei ein. Wenn Sie mich nach meinen Eindrücken von ihr fragen, bin ich ratlos. Alles sehr aufwendig und pomphaft, aber ein Stil war nicht zu erkennen. Doch vielleicht wurde hier ein neuer Stil kreiert, der vorbildlich für den künftigen NS-Stil sein sollte! Dabei fällt mir aber eine Stelle aus den Erinnerungen des Schöpfers der Neuen Reichskanzlei Albert Speer ein. Als er während des Krieges den Escorial bei Madrid aufsuchte, sei ihm der Irrweg seiner und der nationalsozialistischen Baupolitik aufgegangen. Der Escorial sei einer geistlichen Zielsetzung ent wachsen, eine ähnliche aber fehlte den gigantischen, jedoch seelenlosen Bauvorhaben des Nationalsozialismus. Die Trauerfeier für Kube war von einer unüberbietbaren Kälte. Der Minister Rosenberg hielt eine Rede kühl bis ans Herz hinan. Dann geleitete er die Witwe aus dem Saal, während die Staatskapelle unter Johannes Schüler den Trauermarsch aus der Götterdämmerung herunterfiel delte. Und ich schrieb dann meinen tiefergreifenden Bericht mit dem Standardvokabular, das uns für solche Zwecke zur Verfügung stand.

Wir haben Rosenberg noch einmal in persona bei einem Kameradschaftsabend des Ostministeriums erlebt, zu dem man uns als Mitbewohner des Hauses eingeladen hatte. Begleitet von den Filmschauspielerinnen Jenny Jugo und Marika Rökk, die man eigens zu seiner Unterhaltung natürlich gegen klingende Münze engagiert hatte, zog der Herr Minister mit dem unnahbaren Gesicht, wie es manchen Baltendeutschen eigen war, durch die Räume. Sein Kollege Goebbels hätte in der Situation vergnüglicher dreingeschaut. Bei dem Kameradschaftsabend ging es sehr sittsam zu, wenigstens solange wir da waren. Aber Rosenberg war wohl auch ein Moralist. Tolle Dinge erzählte man sich von einem Kameradschaftsabend des Reichserziehungsministeriums, der um die gleiche Zeit begangen wurde. Wie der Herr, so's Gscherr. Der Minister Rust, einst Studienrat in Hannover, war ein allgemein anerkannter Hartsäuer, und die Seinen taten's ihm gleich. Als die Ministerialen am Morgen nach dem Kameradschaftsabend in ihrer Katerstimmung erwachten, fiel ihnen ein, daß der Chef in vorgerückter Stunde jemanden zum Professor ernannt habe. Aber keiner konnte sich zunächst erinnern, wer der Glückliche gewesen war. Da ging endlich einem ein Licht auf. Es war der Leiter der Tanzkapelle Barnabas von Geczy. Was nun? Man beschloß, den Führer für den Fall zu gewinnen, was auch tatsächlich gelang, und so lasen die teils erstaunten, teils gerührten Leser wenige Tage später, daß der Führer auch die gute Unterhaltungsmusik zu würdigen wisse (deutsche konnte

man schlecht hinzufügen, da der Leiter der Kapelle ein Ungar war und darum einen ihrer bedeutendsten Vertreter, eben Barnabas von Geczy, zum Professor ernannt habe. Übrigens hätte Rust in seinem Suff gar nicht mal einen Falschen erwischt: Geczy wird noch heute in den Lexika als Pfleger einer traditionellen Unterhaltungsmusik gerühmt.

Als wir eines Morgens unseren Dienst im Gebäude des Ostministeriums antraten, stellten wir alsbald fest, daß im Hause eine aufgeräumte Stimmung herrschte. Wir erfuhren sehr rasch den Grund. Erich Koch, der an ernerischen Paschaallüren wohl nur noch von Göring übertroffen wurde, hatte sich von holländischen Zimmerleuten, die zu der uns schon bekannten „deutschen Aufbauarbeit“ in die besetzten Ostgebiete deportiert worden waren, eine hölzerne Jagdvilla errichten lassen. Jedes Zimmer hatte seine eigenen Embleme, so gab es u. a. ein Fasanenzimmer und ein Entenzimmer. Aber gerade dieses soll zunächst Kochs Zorn erregt haben. Was, das sollen Enten sein, soll Koch getobt haben, Krähen sind das. Das Zimmer mußte neu hergerichtet werden. Aber als dann die ganze Villa fix und fertig dastand, kamen die Partisanen und zündeten sie an, so daß von all der Pracht und Herrlichkeit buchstäblich nur ein Haufen Asche übrig blieb. Eben dieser Streich, den die Partisanen dem Erzfeind des Hauses gespielt hatten, war es, der die Gemüter im Ostministerium so sehr erheiterte.

Ich hatte eine Nacht Luftschutzwache, als das Haus von Phosphorbomben getroffen wurde. Da die Wasserleitung ausgefallen war, zog ich, behauptet mit einem mächtigen Helm gegen den kleckern den Phosphor, mit einem Eimer zum Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite, das die Bomben verschont hatten. Als ich mit dem gefüllten Eimer zurückkehrte, sah ich im Torbogen des Nachbarhauses einen stattlichen jüngeren Mann im Trenchcoat stehen, der mir mit süffisantem Lächeln zusah. Schon wollte ich ihm die Worte „Schöne Sch . . .“ zurufen, als ich ihn im letzten Augenblick erkannte, so daß mir die Worte soeben noch im Halse stecken blieben. Es war der Rüstungsminister Albert Speer. Wie hätte er wohl reagiert, wenn die Worte wirklich dem Gehege meiner Zähne entflohen wären? Die Antwort auf die Frage mag der Leser meines Berichtes selbst geben.

Hier sei noch ein schauerliches Erlebnis an einem Novembertag 1943 eingeschaltet. Wir, Blaschke, Skuin und ich, machten uns nach Dienstschluß auf den Weg, um im „Kaiserhof“ zu Abend zu speisen. Es war so diesig, daß man bei der Verdunkelung auf jeden Tritt achten mußte. Bei dem Wetter waren wir verwundert, daß auf einmal Fliegeralarm gegeben wurde. Obwohl wir es eigentlich für unnötig hielten, da wir jeden Augenblick mit Entwarnung rechneten, suchten wir den Luftschutzkeller des „Promi“ auf, auf dessen Höhe wir gerade angelangt waren. Der sehr geräumige Keller war nach den damaligen Vorstellungen absolut bombensicher. Hier

hätte sich auch der Herr Minister selbst ohne Gefahr für Leib und Leben aufhalten können, aber der war natürlich bereits getürmt, und so blieb es ihm erspart, im Luftschutzkeller in der Volksgemeinschaft machen zu müssen, die er so gern im Munde führte. Statt der erwarteten Entwarnung erlebten wir, daß der Staatssekretär Gutterer aufgeregt im Keller hin und her lief, gefolgt von einigen Funktionären, die ständig „Herr Staatssekretär, Herr Staatssekretär!“ riefen. Daraus schlossen wir, daß oben Furchtbares im Gange war. Und so war es auch. Als endlich die Entwarnung kam und wir nach draußen gelangt waren, mußten wir entsetzt feststellen, daß zumindest das große Viertel um den Bahnhof Friedrichstraße ein einziges Flammenmeer war. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob es sich bereits um den Angriff vom 22./23. November 1943 handelte, bei dem der ganze alte Westen vernichtet wurde mitsamt dem Nuntiaturgebäude in der Rauchstraße⁷¹. Jedenfalls war es der erste Angriff, bei dem sich die britischen Flugzeuge mit Radargeräten dem Ziel näherten, so daß die Luftangriffe fortan auch bei schlechtem Wetter erwartet werden mußten. Je mehr wir uns dem Zentrum näherten, um so stärker erfaßte uns der Feuersturm. „Heulend kommt der Sturm geflogen, der die Flamme brausend sucht.“ Solches hatten wir auf der Schule gelernt, ohne uns Gedanken darüber zu machen, nun aber erlebten wir es. Ich weiß nicht mehr, ob wir drei uns noch nach unserem Büro durchgeschlagen haben, das möglicherweise auch ausgebombt war, und wo wir uns trennten. Da die Verkehrsmittel durch den Luftangriff ausgefallen waren, bin ich stundenlang zu Fuß zu meinem Quartier in Neukölln an der Ringbahn gegangen, vom Herrmannplatz die endlos lange Herrmannstraße. Diese Viertel waren vom Angriff verschont geblieben. Aber als ich endlich meine Stube betreten und Licht gemacht hatte, bemerkte ich, daß mein Mantel mit einer dicken Aschenschicht bedeckt war.

Der 1. Mai 1944 wurde wie üblich mit einem Staatsakt begangen. Wieder wurde ich zu ihm abgeordnet, mit besonderer Wut im Bauche. Mein Bedarf an solchem Unfug war längst gedeckt. Am Potsdamer Platz bestieg ich den Pressebus. Selten hat ein Bus eine solche schweigsame Fracht gefahren wie dieser. Was wir einander sagen wollten, durften wir nicht, und was wir durften, wollten wir nicht. Das Ziel war eine große Werkshalle weit draußen im Osten der Stadt. Sie war mit dem üblichen Aufwand drapiert. Auf den Brücken standen in ihren frischgewaschenen blauen Kluften Arbeiter des Werkes herum. Sie machten einen leicht genierten Eindruck. Auf einem Podest saßen die sechs Männer, die an diesem Tage zu Pionieren der Arbeit gekürt werden sollten. Ganz links im Stresemann der Industriekönig von der Saar Hermann Röchling, ein gedrungenener Mann mit dicken Brillengläsern. Daneben mit mo-

⁷¹ Vgl. H. PREUSCHOFF, P. Eduard Gehrmann SVD (1888—1960) (ZGAE, Beiheft 4). Osnabrück 1984, S. 107.

kantem Gesicht im wohlgeschnittenen Cutaway Albert Vögler vom Bochumer Verein. Als dritter ein Direktor des Klöckner-Konzerns. Die Klöckners selbst waren der Auszeichnung nicht würdig. Sie waren nicht nur Katholiken, einer von ihnen, Florian Klöckner, war bis 1933 sogar Zentrumsabgeordneter gewesen. Um des Proporzwillen schlossen sich den drei Industriekapitänen drei Männer der schaffenden Faust an, die irgendwelche Stachanow-Arbeiten verrichtet oder kriegswichtige Erfindungen gemacht hatten.

Nach dem üblichen Fahneneinmarsch betrat der Reichsleiter der Deutschen Arbeitsfront Robert Ley das Rednerpult. Man hatte uns Presseleuten schon vorher den Text seiner Rede in die Hand gedrückt. Doch es dauerte gar nicht lange, da begann Ley von ihm abzuweichen. Wir Journalisten haben dann unseren Bericht wohlweislich nach dem Text geschrieben, den man uns gegeben hatte, nicht nach der Rede, die Ley wirklich gehalten hat. Das Pressereferat von Ley hatte, wohl durch Erfahrungen gewitzigt, mit seinen Eskapaden gerechnet. Man sagte, Ley stehe ständig „unter Dampf“. War es auch diesmal der Fall oder redete er sich in seinem rheinischen Frohsinn besoffen, das sei dahingestellt. Anders als im Text vorgesehen verfiel er in eine wüste Schimpfkanonade gegen die Juden. Wenn wir im Osten, schrie er, weiter nichts erreicht haben, als daß wir jede Menge von dem Geziefer ausgerottet haben, hat sich das Ganze schon gelohnt. Nachdem er endlich von den Juden abgelassen hatte, kehrte Ley nicht etwa zu dem vorgesehenen Text zurück. Einmal ins Schwadronieren geraten, blieb er dabei, und was er dann von sich gab, konnte man fast als eine Büttenrede bezeichnen. Hatte man nicht noch die schamlosen Ausfälle gegen die Juden in allzu frischer Erinnerung, konnte man fast in eine animierte Stimmung geraten. Mit geradezu denkwürdigen Worten beschloß Ley seine „Festansprache“: „Wir werden uns die Krim wiederholen, schon damit du, deutscher (er sagte auf rheinisch: daitscher) Arbeiter dort deine Ferien verbringen kannst!“

Was nun folgte, war im Programm nicht vorgesehen. Weder wurden die Pioniere der Arbeit verkündet (das geschah erst am folgenden Tage in den Gazetten), noch marschierten die Fahnen bejubelt hinaus. Nein, unmittelbar nach der Rede Leys sprach ein aufgeregter Goldfasan ins Mikrophon: „Wir bitten die Halle schleunigst zu räumen, es ist in wenigen Augenblicken mit Fliegeralarm zu rechnen!“ Natürlich dachte jeder, die Amerikaner würden die Stätte des Festaktes besonders aufs Korn nehmen, und so drängte alles den glücklicherweise breiten Torausgängen zu. In mehreren Reihen nebeneinander brausten die Wagen ohne Rücksicht auf den Gegenverkehr den Luftschutzbunkern in der inneren Stadt zu. Mittenmang, um es auf ostpreußisch zu sagen, schaukelte unser Pressebus. Ich erreichte tatsächlich noch das unterste Stockwerk des U-Bahnhofs Alexanderplatz, wo man sich einigermaßen sicher

fühlen konnte. Als endlich die Entwarnung kam, bot sich außer den Feuerbränden ringsum hoch oben am höchsten glasklaren Himmel ein ebenso wunderbares wie makabres Schauspiel. Winzig klein, aber doch deutlich erkennbar flogen viele hundert amerikanische Flugzeuge, die sich, nachdem sie ihre Last über die Stadt abgeworfen hatten, im Osten zu einem Formationsflug gesammelt hatten, nun über die City heimwärts. Wie hatte der großmäulige Giftzwerg aus Rheydt einmal gesagt: Wenn heute ein Flugzeug über unseren Köpfen fliegt, dann wissen wir, es ist ein deutsches Flugzeug! Die Parade der US-Flugzeuge lieferte jetzt den Kommentar dazu.

Ansonsten verrichtete ich weiter meine Alltagsarbeit. Da ich auch trotz des mehrfachen Standortwechsels unseres Büros immer noch ihm am nächsten wohnte (übrigens allein, meine Familie ließ ich wegen der Luftangriffe auf Berlin im Breslauer Elternhaus meiner Frau), erschien ich morgens auch als erster zum Dienst. Ich redigierte sogleich das für unsere Zeitungen geeignete Material, das von den Damen des Büros telefonisch weitergegeben wurde. Dann aber machte ich mich über den Rest des Materials her, das auch für unsere Zeitungen nicht zu verwenden war. Ich erwähnte schon die Churchill-Reden. Wir sprachen da von „Thiele-Nachrichten“, eingedenk der Äußerung des Generals vor Freisler, daß er durch die Lektüre von Schweizer, also ausländischen Zeitungen irre geworden sei. Wurden wir es auch, wenn wir täglich Äußerungen der Feind- und neutralen Seite lasen? Ich kann nur von mir sprechen, mit den Kollegen, die die „Thiele-Nachrichten“ — zugegeben eine äußerst zynische Formulierung — ebenso eifrig wie ich lasen, habe ich niemals darüber geredet. Ihnen mochten die gleichen Gedanken gekommen sein wie mir, aber sie wollten sie vielleicht nicht für wahr haben und haben sie verdrängt.

Eines Tages versammelten sich auf unserem Büro einige Schriftleiter aus verschiedenen Himmelsrichtungen, die wohl Frotzcher herbeigerufen hatte. Sie brachten nämlich einen gestanzten Zeitungskopf *Deutsche Zeitung in Tiflis* mit, was erkennen ließ, daß sie sich nach dem Fall von Tiflis mit ihm in Richtung Transkaukasien in Bewegung setzen würden, um auch dort eine deutsche Zeitung zu gründen. Nach einigen Tagen waren die Herren verschwunden mit samt dem Zeitungskopf. Er ist nicht benötigt worden. Der deutsche Zug nach Indien ist schon vor der Station Tiflis auf der Strecke geblieben.

Seit meiner Berliner Studentenzeit 1926/27 bin ich ein begeisterter Verehrer (heute sagt man Fan) des Berliner Theaters gewesen. Auch später habe ich jede Gelegenheit genutzt, eine Aufführung auf einer der großen Bühnen der Reichshauptstadt wahrzunehmen. Nun aber, als ich dem Büro der Ostzeitungen beigetreten war und das Berliner Theater hätte ausgiebig genießen können, war meine Leidenschaft dafür abgekühlt. Gegen das grausige Theater,

das die amerikanischen und englischen Bomber gerade in den Jahren uns in Berlin draußen boten, mußte das Theater innerhalb der Mauern, soweit sie überhaupt noch standen, notwendig verblasen. Trotzdem hätte ich gern für die Ostzeitungen über die Berliner Premieren geschrieben, aber dafür war bereits vor meinem Eintritt mit Dr. Lüdtkke ein Berichterstatter verpflichtet worden. Dennoch sind mir einige Aufführungen aus der Zeit doch in lebhafter Erinnerung geblieben.

Noch vor meinem offiziellen Eintritt im Büro, wohl bei meinem Besuch bei Dujardin, sah ich 1942 im Staatstheater eine grandiose Darbietung von Grillparzers „Ein Bruderzwist in Habsburg“. Ich bin eigentlich nur hineingegangen, weil der größte Schauspieler jener Zeit, Werner Krauss, die Hauptrolle des Kaisers Rudolf II. spielte, ansonsten erwartete ich einen historischen Prachtsinken. Ich erlebte aber ein historisch-politisches Drama, das man unbedenklich Schillers „Wallenstein“ an die Seite stellen kann. Vor allem die Monologe des Kaisers, von Krauss wunderbar gesprochen, mußten als höchst zeitgemäß empfunden werden. Das Verdienst, Grillparzers größtes Drama neu entdeckt zu haben, kam dem Bochumer Intendanten Hans Schalla zu, das Wiener Burgtheater und das Berliner Staatstheater haben es nachgespielt. Es ist bezeichnend für die heutige geistige Situation im allgemeinen und des deutschen Theaters im besonderen, daß das Werk heute auf keiner deutschen Bühne anzutreffen ist, obschon es an Aktualität nichts eingebüßt hat.

Im Schiller-Theater sah ich in Berlin damals mit Horst Caspar und Will Quadflieg eine hochexpressive Aufführung von Schillers „Die Braut von Messina“. Ihr Regisseur hieß Walter Felsenstein, den Heinrich George aus der Schweizer Emigration an sein Theater als Oberregisseur zurückgeholt hatte. Während sein Chef nach dem Kriege in einem russischen Lager elend zugrundegegangen ist, kratzte Felsenstein, um es vulgär zu sagen, sehr rasch die Kurve: Er wurde Direktor der Ostberliner Komischen Oper, wo er sein vielgepriesenes realistisches Musiktheater begründete.

Ich sah noch die beiden letzten Neuinszenierungen des Staatstheaters kurz vor dem 1944 von Goebbels erlassenen allgemeinen Theaterverbot und der Zerstörung des herrlichen Schinkelbaus am Gendarmenmarkt. Während mich die „Othello“-Inszenierung von Karlheinz Stroux nicht vom Stuhle riß, war die Aufführung von Sudermanns „Johannisfeuer“ eine Überraschung. Mit diesem Stück pocht der ansonsten als Dramatiker längst abgeschriebene Ostpreuße Sudermann, um es mit den Worten des bekanntesten Kritikers Karlheinz Ruppel zu sagen, an die Pforten der Dichtung, wozu gewiß beiträgt, daß er hier wie in den berühmten „Litauischen Geschichten“ und dem Roman „Frau Sorge“ auf dem Boden seiner preußisch-litauischen Heimat bleibt. Allerdings hatte an dem Erfolg des Stückes die phantastische Inszenierung Jürgen Fehlings

entscheidenden Anteil, der mit dem im ermländischen Bischdorf geborenen Paul Wegener, Marianne Hoppe, der soeben auf der Berliner Bühne flügge gewordenen Joana Maria Gorvin und der als versoffenes Weib Weßkalnene überwältigenden Maria Koppenhöfer über erstrangige Schauspieler für seine Einstudierung verfügte.

Da das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg ausgebombt war, kroch sein Ensemble im merkwürdigerweise verschont gebliebenen Admiralspalast nahe dem Bahnhof Friedrichstraße unter. Hier genoß ich noch unter der Leitung des neuen Intendanten Hans Schmidt-Isserstedt mit Karl Schmitt-Walter als Almaviva eine schöne Aufführung von „Figaros Hochzeit“, die einen wenigstens für ein paar Stunden die Misere der Zeit vergessen ließ. Unser musikalischer Mitarbeiter Fritz Brust nahm mich in die Staatsoper zum Festkonzert zum 80. Geburtstag von Richard Strauss am 11. Juni 1944 mit. Nach zwei Liedern von Erna Berger dirigierte Herbert von Karajan als Hauptstück „Ein Heldenleben“. War Richard Strauss' Leben ein solches? Was mir ganz am Rande des Konzertes auffiel: Auf dem Wege zu den Eingangstüren begegneten sich zwei bekannte Schauspieler von Gründgens' Staatstheater. Sie grüßten einander nicht etwa mit dem deutschen Gruß, sondern mit artigen Verbeugungen — „wie einst im Mai“.

An einem anderen Sonntagmorgen dirigierte Karajan mit der Staatskapelle ein Konzert in dem Berliner Großkino Phoebus-Palast. Es sollte, wie es in dem Anschreiben zu den uns zugesandten Karten hieß, die Stimmung der Bevölkerung heben. Eine von Karajan glänzend dirigierte Haydn-Sinfonie versetzte mich tatsächlich in Hochstimmung. Doch verflog diese sehr rasch, als ich in die wie zum Hohn von einer herrlichen Sommersonne beschieneenen Trümmerlandschaft hinaustrat.

Die Kultur spielte im Dritten Reich eine große Rolle — wie man sie damals auffaßte, auch als Mittel zum Zweck, wie wir soeben sahen, zur Stimmungsmache. Jedenfalls war man sehr darauf bedacht, daß sie gebührend gewürdigt wurde. Am 1. Mai wurde in der Berliner Philharmonie regelmäßig die Neunte Sinfonie von Beethoven gegeben. Als einmal festgestellt wurde, daß die dafür vorgesehenen Presseplätze reihenweise unbesetzt geblieben waren, ging auf die Berliner Journalisten ein furchtbares Donnerwetter von Goebbels persönlich hernieder. Wozu zu bemerken ist, daß, schnoddrig gesagt, den Journalisten die Neunte längst zum Halse heraushing, eben weil sie alljährlich am 1. Mai gegeben und mißbraucht wurde. Ein andermal gab Goebbels an die Presse einen gewaltigen Zornesausbruch Hitlers weiter. Was war Furchtbares geschehen? Der Opernsänger Josef von Manowarda war gestorben, und die Zeitungen berichteten darüber in kurzen Notizen. Diese waren es, die Hitler erbosten, als er sie in der Wolfsschanze oder wo er gerade sich aufhielt, zu Gesicht bekam. Manowarda war sein Liebessänger.

Von jedem Boxer würden, wenn er starb, lange Spalten gebracht, tobte der Führer, ein großer deutscher Sänger müsse sich mit einem lumpigen Hinweis begnügen. Mit der Pressebeschimpfung Hitlers lieferte das „Promi“ gleich jede Menge Material über Manowarda mit, und so erfuhren dann auch über ihn in langen Spalten die Leser von Braunsberg bis Bottrop und von Flensburg bis Freiburg, welch berühmter deutscher Künstler, von dem die meisten bisher nicht einmal den Namen gehört hatten, mit Josef von Manowarda dahingeschieden war. Am Rande gesagt: Die auf Stelzen gehende NS-Kulturpolitik war für uns Journalisten eine Quelle ständigen Vergnügens. Wenn einer im Grunde völlig amüsant war, war es der Kulturminister Joseph Goebbels.

In der ersten Zeit meines Berliner Daseins, als wir noch in der Luisenstraße residierten, pflegten wir unsere Mittagmahlzeiten im nahegelegenen „Schwarzen Ferkel“ einzunehmen. Das war an sich ein berühmtes Lokal, das in seinen besseren Zeiten auch ohne solche Gäste wie wir ausgekommen wäre. Immerhin mußten wir in einem Vorraum warten, bis der Disponent (er führte einen anderen Titel, den ich vergessen habe) uns einließ, wenn ein Tisch freigeworden war, nicht ohne daß er unseren Aufzug mit einem strengen Blick musterte. Früher hatten dort in einem kleinen Stübchen Männer wie Carl Ludwig Schleich, Otto Erich von Hartleben, Richard Dehmel, Knut Hamsun und August Strindberg ihren Stammtisch. Das „Schwarze Ferkel“ wurde auch gern von Abgeordneten des nahegelegenen Reichstags aufgesucht, so vom Prälaten Leicht von der Bayerischen Volkspartei, dessen man sich noch besonders gern erinnerte. Aber auch zu unserer Zeit wurde in dem Lokal noch eine Persönlichkeit wie der geniale Autokonstrukteur Ferdinand Porsche gesehen. Als einmal ein Gast sich einige Zeit über einen Tisch beugte, wies ihn der Disponent sanft zurecht: „Mein Herr, das Bild leidet!“ Dann aber wurde uns das Restaurant doch zu teuer, zumal seine Kost zwar vorzüglich zubereitet, aber angesichts der Zeitverhältnisse nicht gerade üppig zu nennen war. Nach einem schweren Luftangriff bin ich einmal durch die Neue Wilhelmstraße gegangen, wo das „Schwarze Ferkel“ lag. Da sah ich den Wirt verstört vor den rauchenden Trümmern seines Hauses stehen.

Vermieden wir im Büro jedes politische Gespräch, so hielt ich im Familienkreise mit meiner Meinung nicht hinter dem Berge. Mein guter Schwager, der stolz die Uniform eines Stabsapothekers trug, pflegte zu sagen: Du siehst nicht nur schwarz — du rußt! Als ich meine Verwandten im Ermland besuchte, sagte ich: Der Goebbels lügt wie gedruckt, aber in einem hat er recht, nämlich wenn er ausmalt, was die Frauen von den Sowjetsoldaten zu erwarten haben. So forderte ich die Verwandten auf, wenigstens die drei jüngeren Schwestern rechtzeitig ins Reich zu schicken. Da fiel mich der frisch Angetraute einer der Schwestern an: „Du glaubst wohl auch

nicht mehr an den Endsieg?“ Verdammter Kerl, dachte ich, jetzt fehlt nur noch, daß du mich anzeigst. Die drei Schwestern blieben im Lande. Sie sind von den Russen verschleppt worden. Zwei sind in Rußland umgekommen, nur eine ist von dort nach Jahren zurückgekehrt, natürlich nicht in die alte Heimat, sondern zu uns nach Fulda.

Im Herbst des Jahres 1944 beauftragte Hitler den General v. Unruh, vom Volksmund alsbald analog dem „Kohlenklau“, der für Sparsamkeit im Heizen sorgen sollte, „Heldenklau“ genannt, die Büros und Dienststellen nach kriegsverwendungsfähigen (kv) Leuten durchzukämmen. Mit etwas verlegener Miene eröffnete mir Dr. Blaschke, daß ich aus unserem Büro dazu ausersehen sei, dem „Heldenklau“ zum Fraße ausgeliefert zu werden. Er sagte es seiner feinstreifigen Art gemäß nicht ganz so grob. Ich war aber ob der Eröffnung gar nicht einmal so betrübt, denn ich war mir klar darüber, daß nach dem Ende der tausend Jahre, über das ich mir längst keine Illusionen mehr machte, der Absprung in die neue Zeit von der Wehrmacht einfacher sein werde als der vom Berliner Büro der Ostzeitungen. Daß ich dann nach der Kapitulation von den Amerikanern den Russen ausgeliefert werden würde, weil wir die Demarkationslinie Linz-Prag nicht rechtzeitig überschritten hatten, war freilich von mir nicht eingeplant.

Ich wurde zur Sanitätsabteilung 3 in Guben einberufen. Der Kompaniechef war zwar ein Stabsarzt, sonst aber wurden wir alten Unteroffiziere und Feldwebel wie Rekruten behandelt, um uns frontdienstfähig zu machen. Ich bin Ende Januar noch einmal in Berlin gewesen, um Übungsmunition abzuholen, mit deren Hilfe endgültig der Endsieg gesichert werden sollte. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß gerade an dem Tage meine Familie aus Breslau in Berlin angelangt war und ich sie umgehend in ein befreundetes Pfarrhaus in der thüringischen Rhön weiterexpedieren konnte. Ich habe dann noch einen kurzen Besuch auf unserem Büro gemacht, und bei der Gelegenheit habe ich meine Kollegen zum letzten Male gesehen. Von ihrem traurigen Ende habe ich bereits berichtet.

Abschied vom Journalismus

Als ich das unwahrscheinliche Glück hatte, bereits im Oktober 1945 aus der sowjetischen Gefangenschaft entlassen zu werden, stieß ich zu meiner in die Rhön geflüchteten Familie. Nach der Wiedersehensfreude ergab sich sogleich die Frage: Was wird aus mir? Was wird aus uns? (In Breslau war uns im März 1944 noch eine Tochter geboren worden.) Die Rückkehr in den alten Beruf schien mir, fürs erste wenigstens, verwehrt. Was aber sonst? In den ersten Monaten wirkte ich als Heizer auf einem Sägewerk, bin aber immer wieder einmal über die nahegelegene und damals noch recht durchlässige Zonengrenze gegangen. Dabei traf ich in Fulda meinen alten Breslauer Studienfreund und zeitweiligen Leiter der Braunsberger Akademie-Bibliothek Dr. Robert Samulski. Dieser riet mir, den Direktor des Gymnasiums aufzusuchen, der ein großer Macher und Helfer sei. So saß ich denn eines Tages in der Rabanus-Maurus-Schule, wie das Gymnasium sich nannte, dem Herrn Oberstudiendirektor Professor Dr. Dr. Ranft gegenüber. Er befragte mich nach meiner Vorgeschichte, und als ich ihm sagte, ich hätte in Breslau die wissenschaftliche Prüfung bestanden, meinte er, ob ich das auch belegen könnte, und ich konnte es. Ich hatte meiner Frau gesagt: Wenn du auf die Flucht gehst, laß das ganze Gekrassel stehen und liegen, nimm nur unsere Kinder und meine Zeugnisse mit. Sie folgte meinem Rat, und so konnte ich Dr. Ranft das Zeugnis über die wissenschaftliche Prüfung vorlegen. Darauf er: Wir bilden hier jetzt Studienreferendare unter meiner Leitung aus, wollen Sie nicht mitmachen? Ich denke, ich höre nicht recht: Aus dem freien Journalistenleben soll ich in die Zwangsjacke des Schulmeisters kriechen? Mein Gegenüber sah mein erstauntes Gesicht: Wenn es Ihnen nicht gefällt, können Sie ja dann aussteigen! Ich will es kurz machen: Ich bin Schulmeister geworden und geblieben — und zwar gern. Aber ich habe auch meine Feder nicht rosten lassen. Wohl habe ich nicht mehr so sehr über Tagesereignisse geschrieben, sondern mich vorzüglich solchen Themen zugewandt, mit denen ich in meinen vertriebenen Landsleuten das Bewußtsein für die Geschichte und die Werte der verlorenen Heimat zu wecken und zu wahren suchte. Eine letzte größere Arbeit habe ich meinem ermländischen Landsmann P. Eduard Gehrman SVD⁷² gewidmet, der u. a. Sekretär des Nuntius Orsenigo in Berlin gewesen ist. Anfang 1953 hatte ich mich um eine Oberstudienratsstelle am Fuldaer Gymnasium beworben. Am Aschermittwoch des Jahres erschien am Nachmittag der Hausmeister des Gymnasiums bei mir: Ich solle sofort in die Schule kommen, der Kultusminister Metzger sei da und wolle mich sprechen. Wohlvorbereitet hielt er mir mein

72 Vgl. Anm. 71.

Sündenregister vor. Als er meine Tätigkeit als Journalist im Dritten Reich erwähnte, bemerkte ich ein wenig patzig: „Ich möchte die Zeit in meinem Leben nicht missen!“ Der Herr Minister korrigierte mich: „Sie meinen die Erfahrungen, die Sie damals gesammelt haben!“ Meinetwegen kann man es auch so sagen. Ich bin in Fulda nicht Oberstudienrat geworden, wohl aber in Köln, wo ich seit Herbst 1953 wirkte. Einen Tag vor meiner Pensionierung 1970 wurde ich dank der großzügigen Finanzgebarung der damaligen Regierung von NRW noch zum Studiendirektor befördert. Vom Redakteur zum Schulmeister — so könnte ich meinen beruflichen Werdegang überschreiben. Zutreffender gewiß nach Richard Strauss: Kein Heldenleben.

Bibliographie Hans Preuschoff

Abkürzungen:

DT	DEUTSCHE TAGESPOST, Würzburg.
EB	ERMLANDBUCH (Fortsetzung des UEB seit 1975)
Ebr.	ERMLANDBRIEFE. Hrsg. vom Kapitularvikar von Ermland, seit 1972: vom Apostolischen Visitator der Ermländer, Münster.
EHK	ERMLÄNDISCHER HAUSKALENDER. Veröffentlichung der Bischof-Maximilian-Kaller-Stiftung, Münster.
KK	KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ. Hrsg. vom Ostdeutschen Kulturrat, Bonn.
OSTPREUSSENBLATT	DAS OSTPREUSSENBLATT, Hamburg.
RhP	RHEINISCHE POST, Düsseldorf.
SCHULHEFT	BRAUNSBERG/OSTPREUSSEN. HÖHERE SCHULEN. Seit 1977/78: UNSERE SCHULEN. Hrsg. von Georg Grimme (†), Ernst Federau, Ernst Matern, Soest.
UEB	UNSER ERMLANDBUCH (Fortsetzung des EHK seit 1965).
UEH	UNSERE ERMLÄNDISCHE HEIMAT. Mitteilungsblatt des Historischen Vereins für Ermland. Beilage zu den ERMLANDBRIEFEN.
ZGAE	ZEITSCHRIFT FÜR DIE GESCHICHTE UND ALTERTUMSKUNDE ERMLANDS. Hrsg. vom Historischen Verein für Ermland, Münster.

Geschichte, Zeitgeschichte

- Das Land des Copernicus. Ermländische Erinnerungen. RhP 21. 1. 1950.
- Unser ermländischer Weg I: Aus dem Dunkel ins Licht. EHK 1951, S. 37–63.
- Die geistige Tradition unserer ermländischen Heimat. Ebr. Nr. 21, Sommer 1952.
- Unser ermländischer Weg II: Kardinal Stanislaus Hosius, der größte Bischof des Ermlands. EKH 1953, S. 121–143.
- Halten wir uns bereit. Ebr. Nr. 25, Sommer 1953.
- Deutsch-slawische Lebensgemeinschaft. Ebr. Nr. 27, Ostern 1954.
- Was macht eigentlich der Ermländerrat? Ebr. Nr. 30, Weihnachten 1954.
- Unser ermländischer Weg III: Hohenzollern auf dem ermländischen Bischofsthron. EHK 1955, S. 27–51.
- Ermland — Rheinland — Westfalenland. Spiegel der Erinnerung, Tradition und Aufgabe. DER WEGWEISER. Hrsg. vom Arbeits- und Sozialministerium des Landes Nordrhein-Westfalen. Nr. 23, 1955 = EHK 1963, S. 158–168.
- Es wird uns nichts geschenkt. Ebr. Nr. 35, Ostern 1956.
- Es geht um unsere Heimat. Ebr. Nr. 40, Pfingsten 1957.
- Auch wir hatten eine politische Jugend. Ebr. Nr. 93, 1970.
- Ermland — Münster — Westfalen. Ebr. Nr. 98, Weihnachten 1971.
- Den König beim Wort genommen. Wie ein Ermländer am Ende des 18. Jahrhunderts für die Gleichberechtigung der Katholiken eintrat. UEH 22, 1976, Nr. 4.

- Schlechte Ratgeber? Zensuren der Regierung für ermländische Bischöfe. UEH 23, 1977, Nr. 1.
- Nachbardiözese Kulm. UEH 23, 1977, Nr. 2/3, 4; 24, 1978, Nr. 1.
- Zeitungen im Ermland. UEH 24, 1978, Nr. 2, 3. Dazu: UEH 24, 1978, Nr. 4.
- Die politische Entwicklung im Ermland vor der Machtergreifung Hitlers 1933. UEH 24, 1978, Nr. 1.
- Der Kulturkampf begann im Ermland. UEH 25, 1979, Nr. 2, 3.
- Preußen wieder aktuell. UEH 25, 1979, Nr. 4; 26, 1980, Nr. 1, 2, 3, 4; 27, 1981, Nr. 1, 2, 3 = Sonderdruck Münster 1981.
- Bischof Kaller, die Braunsberger Akademie und der Nationalsozialismus. ZGAE 40, 1980, S. 105—133.
- Ermland hüben und drüben seit 1945. DT 24./25. 7. 1981.
- Das Ermland. ZEITBÜHNE, Stuttgart, Dezember 1981.
- Seit 1945 fährt das Ermland zweigleisig. Ebr. Nr. 138, Weihnachten 1981.
- Revolutionen in Braunsberg. Schulheft Nr. 34, Wende 1981/82. EB 1986, S. 113—120.
- Preußen und Polen. UEH 28, 1982, Nr. 2, 3, 4; 29, 1983, Nr. 1, 2, 3.
- Das Badische Konkordat. DT 22. 3. 1983.
- Keine Beichte [Zum Fall Hermann Wehrle]. DT 15. 8. 1984.
- 700 Jahre Braunsberg, Hauptstadt des Ermlands. KK Nr. 558/559, 20. 9. 1984 = ROSENHEIMER ZEITUNG 11. 1. 1985 = KÖNIGSTEINER JAHRBUCH 1986.
- Unser ermländischer Weg IV: Als das Ermland preußisch war. EB 1986, S. 70—83.
- Die Katastrophe im Osten 1944/45. UEH 32, 1986, Nr. 1.
- Was geschah 1945 im Ermland? Ebr. Nr. 157, Sommer 1986.
- Unser ermländischer Weg V: Ermlands preußische Bischöfe. EB 1987, S. 74—91.
- Die Flüchtlingsbischöfe. UEH 33, 1987, Nr. 2.

Biographie

(siehe auch Geschichte, Zeitgeschichte)

- Candidus Barzel †. AKADEMISCHE MONATSBLÄTTER, Beckum, Februar 1970.
- Die schönsten Jahre meines Lebens. P. Eduard Gehrmann aus Schalmey war 1925—1929 Sekretär des Nuntius Pacelli in Berlin. EB 1983, S. 155—178.
- Pater Eduard Gehrmann SVD (1888—1960). Diener der Kirche in zwei Diktaturen. (ZGAE, Beiheft 4) Osnabrück, Verlag A. Fromm, 1984, 135 S.
- Der letzte Fürstbischof von Ermland. Zur 100. Wiederkehr des Todestages Joseph von Hohenzollerns. GERMANIA, Berlin, 26. 9. 1936.
- Friedrichs des Großen schwäbische Vettern. Zwei ermländische Fürstbischöfe aus dem Hause Hohenzollern. KK Nr. 566, 5. 12. 1984.
- Sachwalter des Ermlands. [Prälat Paul Hoppe]. EB 1976, S. 4—11.
- Kardinal Hosius gründete vor 400 Jahren das Gymnasium Hosianum in Braunsberg. MÜNSTERSCHE STADTANZEIGER, 23. 8. 1965. = Stanislaus Hosius, der Gründer des Braunsberger Gymnasiums. OSTPREUSSEN-BLATT, 4. 9. 1965.
- Wer war Hosius? SCHULHEFT Nr. 37, Sommer 1983.

- Ein Priester nach dem Herzen Gottes [Leo Kaminski]. Ebr. Nr. 155, Ostern 1986.
- Das Ermland und sein Kapitularvikar. Zum 70. Geburtstag von Prälat Arthur Kather. NEUE TAGESPOST, Osnabrück, 8. 12. 1953.
- Zum Goldenen [Arthur Kather]. EHK 1956, S. 13—29.
- Die erste Begegnung [Arthur Kather]. EHK 1956, S. 30—35.
- Kapitularvikar Prälat Arthur Kather †. OSTPREUSSENBLATT, 3. 8. 1957.
- Geburtstagsfeier bei Prälat Arthur Kather. Ebr. Nr. 46, Weihnachten 1958.
- Der Prälat [Arthur Kather]. UEB 1967, S. 13—39.
- Ludwig Kayser 60 Jahre alt. Ebr. Nr. 50, Weihnachten 1959.
- Nikolaus Koppelnigk — nicht Mikolaj Kopernik! FULDAER ZEITUNG, 17. 7. 1953.
- In zwei Generationen unserem Gymnasium verbunden. [Familie Paul Lange, Braunsberg]. SCHULHEFT Nr. 41, Sommer 1985.
- Geburtstagsgruß an den Kalendermann [Ernst Laws]. Ebr. Nr. 104, Pfingsten 1973.
- Ernst Laws †. SCHULHEFT Nr. 33, Sommer 1981.
- Adalbert Lilienthal zum Gedenken. Ebr. Nr. 156, Pfingsten 1986.
- Unser letzter Generalvikar [Dr. Aloys Marquardt]. Ebr. Nr. 70, Weihnachten 1964.
- Das Ermland und sein Domkapitel. Zum goldenen Priesterjubiläum von Domdechant Dr. Aloys Marquardt. OSTPREUSSENBLATT, 27. 2. 1965.
- Unser Generalvikar [Aloys Marquardt]. Ebr. Nr. 94, Weihnachten 1970.
- Der Letzte von unserem alten Domkapitel. Domdechant Dr. Aloys Marquardt († 1. August 1972) zum Gedenken. Ebr. Nr. 102, Weihnachten 1972.
- Kinder, wann fahren wir nach Hause? Zum Tode von Domdechant Dr. Aloys Marquardt. OSTPREUSSENBLATT, 12. 8. 1972.
- Er wollte Napoleons Stiefsohn fangen. Ignaz von Mathy (1767—1832), Domherr und Dompropst von Ermland und Bischof von Kulm. UEH 30, 1984, Nr. 2, 3.
- Max Meinertz zum 100. Geburtstag. UEH 26, 1980, Nr. 4.
- Dr. Arthur Motzki zum 80. Geburtstag. Ebr. Nr. 49, 1959.
- In schwerer Zeit bewährt. Erinnerungen an Rechtsanwalt Dr. Paul Neumann. UEH 24, 1978, Nr. 4.
- Ein Ermländerbischof wurde Papst. Vor 500 Jahren bestieg Enea Silvio Piccolomini als Pius II. den Stuhl Petri. Ebr. Nr. 45, Sommer 1958.
- Erinnerungen an und um Hans Schmauch. UEH 12, 1966, Nr. 4.
- Theodor Schieders Königsberger Jahre. Als Bayer mit dem Thema „Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichselland“ habilitiert. OSTPREUSSENBLATT, 9. 11. 1985.
- Mein guter Kamerad [Oberstudienrat a. D. Hugo Schroeter]. SCHULHEFT Nr. 38, Wende 1983/84.
- Andreas Thiel, Bischof von Ermland (1886—1908). UEH 21, 1975, Nr. 4; 22, 1976, Nr. 1, 2/3, 4.
- [Unter dem Pseudonym: Johannes Franz] Der Tod des Kreisleiters [Otto Weinreich]. EB 1973, S. 141—142.
- Ernst von Weizsäcker. DT 19. 6. 1986.
- Ton Wien zum Gedenken [Studienrat a. D. Anton Wien]. SCHULHEFT Nr. 36, Sommer 1982.

- Mit ermländischen Augen gelesen: Lebensbilder führender deutscher Katholiken. Zeitgeschichte schmackhaft gemacht. [Hertling, Kopp, Bertram, Erzberger, Wirth, Marx, Brüning, Spahn u. a.] Ebr. Nr. 110, Weihnachten 1974.
- Katholische Journalisten während der NS-Zeit in Ostpreußen. [Carl Stephan, Hermann Orth, Gerhard Schöpf]. DT 14./15., 1983.
- Journalisten aus dem Reich im Ermland. [Carl Stephan, Hermann Orth, Gerhard Schöpf]. EB 1984, S. 86—91.
- Vom Passargestrand zum Oderstrand. Vier Professoren wechselten von Braunsberg nach Breslau über. [Hugo Laemmer, Alfons Schulz, Bernhard Poschmann, Bernhard Rosenmöller.] UEH 31, 1985, Nr. 1, 2.
- Fürstbischof Joseph von Hohenzollern und Joseph von Eichendorff. UEH 32, 1986, Nr. 4.

Berichte

- Drei tröstliche Erfahrungen. In: Erlebnisberichte über Flucht, Vertreibung und Eingliederung. Hrsg. von P. P. Nahm. Wolfenbüttel o. J.
- Westliche Reise. THÜRINGER TAGEBLATT, Organ der Christlich-Demokratischen Union, Weimar, 27. 7. 1946.
- Über hunderttausend Katholiken wallfahrteten nach Berlin. Erlebnisbericht vom 75. Deutschen Katholikentag. BONIFATIUSBOTE, Fulda, 31. 8. 1952.
- Ostpreußen, Ermland und der Kartellverband. Aus einem Festvortrag zum 80. Stiftungsfest des KStV Borussia-Königsberg in Köln am 23. Juli 1955. AKADEMISCHE MONATSBLÄTTER, Beckum, November 1955.
- Begegnung in Santa Maria in Trastevere Rom. Ebr. Nr. 37, Sommer 1956.
- Besuch in Friedland. Ebr. Nr. 41, Sommer 1957.
- MS „Ermland“ fährt auf dem Rhein. Ebr. Nr. 68, Pfingsten 1964.
- Gedenkstätte für unsere Toten. Sie wurde bei der Pfarrkirche von Niederheckenbach in der Ermlandsiedlung eingeweiht. Ebr. Nr. 90, Weihnachten 1969.
- Damals vor 30 Jahren [Polenfeldzug]. Ebr. Nr. 90, Weihnachten 1969.
- Heinrichsdorf an der Baude. Ein ermländisches Dorf, wie es einstens war. Ebr. Nr. 121, Sommer 1977; Nr. 122, Weihnachten 1977; Nr. 123, Ostern 1978; Nr. 124, Pfingsten 1978; Nr. 125, Sommer 1978.
- Das Copernicusdenkmal in Salzburg. EB 1983, S. 267f.

Theater, Literaturgeschichte

- Köln als führende Theaterstadt. Kulturbrief aus der Rheinmetropole. DT 28. 4. 1964.
- Die unprovinzielle Provinzmetropole. Erinnerungen an Breslaus Theaterleben zwischen den beiden Weltkriegen. OST-WEST-KURIER, 3. Januar-Ausgabe 1965.
- Erinnerungen an das Breslauer Theater. DT 15./16. 1. 1965.
- Kölner Oper im Zeichen der „Soldaten“. DT 24./25. 9. 1965.
- Das Schauspiel ist ein Schmerzenskind. Generalintendant Assmann hat seine großen Sorgen. DT 20. 10. 1965.

- Braucht Köln noch ein eigenes Schauspiel? DT 20. 9. 1966.
 Die Kölner haben Sorgen mit ihrer Oper. DT 5. 9. 1967.
 „Der nächste Generalintendant, bitte!“ DT 2./3. 2. 1968.
 Wir sprachen mit Hans Neugebauer, Oberspielleiter der Kölner Oper. MIT-
 TEILUNGEN DER THEATERGEMEINDE KÖLN, 21. Jg., Spielzeit 1968/69,
 Nr. 7.
 „Antigone“ in Braunsberg. EB 1970, S. 261—276.
 Ein seltsamer Heiliger. Der ostpreußische Dichter und Konvertit Zacharias
 Werner. EB 1976, S. 88—110.
 Ein berühmter Theatermann aus Ostpreußen. Erinnerungen an Leopold
 Jessner, den Intendanten und Regisseur des Berliner Staatstheaters.
 EB 1977, S. 238—244.
 Zacharias Werners Drama „Das Kreuz an der Ostsee“. ZGAE 39, 1978,
 S. 14—33.
 Von der Hofpolizei bespitzelt. [Zacharias Werner]. EB 1979, S. 185—207.
 Mit wenig Geld produktiv. Breslaus Theater kam ohne Subventionen aus.
 KK Nr. 455, 25. 9. 1981.
 Der Dramatiker und Konvertit Zacharias Werner. Wie der Ostpreuße ka-
 tholisch wurde — eine abfällige Bemerkung Goethes. DT 27. 4. 1982.
 Das Theater als Gewandelter verlassen. Beeindruckendes „Johannisfeuer“
 von Hermann Sudermann — Erinnerung an Fehlings Inszenierung.
 OSTPREUSSENBLATT, 8. 5. 1982.
 „Aus eigenem Schoß ringt los sich der Barbar.“ Franz Grillparzers Trauer-
 spiel „Ein Bruderzwist in Habsburg“ und die „Mittwochsgesellschaft“.
 DT 14. 1. 1983.
 „Dieser Mensch ist mir ein Schicksal geworden.“ Zum 80. Geburtstag von
 Reinhold Schneider aus den Tagebüchern seines Freundes Jochen Klep-
 per. DT 13./14. 5. 1983.
 Ein Leben für das Theater. Erinnerungen an den Königsberger Regisseur
 Leopold Jessner. OSTPREUSSENBLATT, 17. 5. 1986.
 Bernhard Minetti. DT 6. 9. 1986.

Erzählungen, Plaudereien

- Die seltsame Heimfahrt des Meisters Andreas. EHK 1950, S. 193—196.
 Die Reise nach Kahlberg. EHK 1959, S. 158—167.
 Von ermländischen Tanten, Wallfahrten und dem Kaffee. EHK 1960, S.
 197—202.
 Als wir das erste Mal flüchteten. EHK 1962, S. 164—180.
 Der alte Harder. EHK 1964, S. 248—255.
 Die verunglückte Freistunde. UEB 1965, S. 183—189.
 Das Vereinshaus. UEB 1968, S. 203—236.
 Gimpels und Bobbels. UEB 1971, S. 266—273.
 Stürmische Schlittenfahrt. UEB 1972, S. 242—250.
 Die Lampe freundlich. UEB 1974, S. 214—224.
 Klassenkampf ums Kaiserbild. SCHULHEFT Nr. 21, 1975.
 Die Reise nach Beckern. Eb. 1975, S. 232—236.
 Braunsbergs Innungen und Vereine. SCHULHEFT Nr. 36, Wende 1982/83.
 Der geschändete Cutaway. Akademische Monatsblätter, Beckum, Juni
 1983. = Die Geschichte von den Knöpfen. SCHULHEFT Nr. 40, Wende
 1984/85.

Die Haffuferbahn. EB 1983, S. 244—265.

Der Nachbar kommt. EB 1984, S. 53—54.

Als es noch keine Weltkriege gab (Teil 1). EB 1987, S. 108—121.

Vier Bludauer Herren. Ebr. Nr. 159, Ostern 1987; Nr. 160, Pfingsten 1987.

Personenregister

- Altmeyer, Karl Aloys 5
 Amann, Max 6 ff., 48, 51, 64, 66
 Ander, Leo 35
 Aris, Leopold 27

 Bach, Jürgen A. 4, 14
 Barnay, Paul 2
 Barzel, Candidus 26, 40
 Barzel, Maria 26
 Bassermann, Albert 40
 Berger, Erna 84
 Bergner, Elisabeth 40
 Billingen, Richard 39
 Blaschke, Heinz 60, 65, 70, 79
 Blech, Leo 53
 Boenigk, Andreas 31
 Brammer, Karl 65
 Bräutigam, Otto 74
 Brachvogel, Eugen 20
 Breitinger, Hilarius 56
 Broschinski, Georg 17
 Brust, Fritz 84
 Buchholz, Franz 6, 23
 Buhla, Ernst 14

 Caspar, Horst 83
 Chappius, General von 43
 Churchill, Winston 64
 Cohn 25

 Dargel, Paul 34 ff.
 Dehmel, Richard 85
 Deutsch, Ernst 40
 Dietrich, Reichspressechef 63
 Dujardin, Personalreferent 12, 42,
 58 f., 83

 Engel, Erich 40
 Eschweiler, Karl 19

 Faller, Max 15, 19 f., 39
 Fechter, Paul 40
 Fehling, Jürgen 40, 83
 Feitsch, Franz 12
 Fellgiebel, General 71
 Felsenstein, Walter 83
 Frank, Hans 54
 Freisler, Roland 71 f., 74, 82
 Frotscher, Emil 60, 62 f., 75 ff., 82
 Funk, Philipp 1
 Funk, Walther 15 ff.

 Galen, Clemens Graf 54
 Geczy, Barnabas von 78 f.
 Gehrman, Eduard 87
 George, Heinrich 68, 83
 Gillessen, Günther 7, 27, 48,
 58, 66
 Goebbels, Joseph 11, 30, 48,
 passim
 Göring, Hermann 70
 Gorvin, Joana Maria 84
 Gradolewski, Roman von 56 f.
 Grillparzer, Franz 63, 83
 Greiser, Arthur 58
 Gründgens, Gustaf 26, 36, 40
 Gutterer, Staatssekretär 80

 Hagemann, Walter 7, 35, 43, 50,
 61, 68
 Hale, O. S. 52, 59, 64, 66
 Hamsun, Knut 85
 Hartleben, Otto Erich von 85

- Hartz, Franz 56
 Hausenstein, Wilhelm 66
 Heider, Georg 19 f., 44
 Hennig, Landgerichtsdirektor 34
 Hermann, Anton 15, 19, 23, 34
 Herrmann, Grete 19
 Herrmann, Josef 53
 Heuss, Theodor 16
 Hillgruber, Andreas 27 f.
 Hilpert, Heinz 40
 Himmler, Heinrich 70
 Hinz, Ludwig 63
 Hirschfeld 26
 Hirtsiefer, Heinrich 16
 Hitler, Adolf 7, 19, 21 f., passim
 Hlond, August 54
 Hofmann, Josef 14
 Hohenzollern, Josef von 40
 Hommerich, August 13
 Hoppe, Marianne 84
 Hoppe, Siegfried 31
 Horndasch, Max 69
- Jäger, Oberst 72
 Jaschinski 33
 Jessner, Leopold 40
 Jugo, Jenny 78
- Kaehler, Siegfried A. 2
 Kaller, Maximilian 8 ff., 12, 21, 31 f.
 Karajan, Herbert von 37, 69, 84
 Kardorff, Ursula von 68, 72
 Kargel, Adolf 51
 Kayser, Ludwig 21, 37
 Kayßler, Friedrich 53
 Katzenberger, Hermann 4, 13
 Kempf, Heinrich 19
 Kenkel, Eduard 38
 Kerr, Alfred 40
 Kirchner, Otto 36 f.
 Kirstein 25
 Kleiber, Erich 53
 Klein, Jacob 25
 Klöpfer, Eugen 69
 Koch, Erich 31 f., 74 f., 75, 77, 79
 Kominek, Erzbischof 56
 Koppe 21
 Koppenhöfer, Maria 84
 Kosch, Wilhelm 4
 Krauss, Werner 83
- Kreth, Werner 32 f.
 Kube, Generalkommissar 77 f.
 Kunigk, Helmut 11
- Lange, Journalist 44
 Laubert, Manfred 2
 Laumann, Kurt 26
 Leisner, Emmy 45
 Leonrod, Frh. von 72 ff.
 Ley, Robert 68, 81
 Lietzmann, Generalkommissar 75 f.
 Lohse, Hinrich 59, 75 f.
 Loos, Theodor 69
 Lortzing, Albert 53
 Ludin, Hanns 22 f.
 Lukaschek, Hans 16
- Manowarda, Josef von 84
 Marquardt, Alois 21, 31
 Marx, Karl 26
 Marx, Wilhelm 4
 Matzel, Wilhelm 45 ff., 53
 Mayr, Alfons 53
 Mendelssohn, P. de 7
 Menzel, Maria 34
 Merten, Walter 39
 Metzger, Kultusminister 87 f.
 Meyer, Bürgermeister 38
 Meyer-Speer 6
 Michel, Hauptschriftleiter
 47, 60, 62
 Mielcarczyk, Georg 5
 Minetti, Bernhard 69
 Molotow, Wjatscheslaw 43
 Müller, Gesine 75
 Müller, Hermann 18
 Müller, Hugo 34
 Müller-Blattau, Joseph 19
- Neumann, Paul 34
- Okonowieski, Bischof 54
 Orth, Hermann 12 ff., 38 f., 45, 69
 Ossietzky, Carl von 18
- Papen, Franz von 4, 13 f.
 Pfeiffer, Kurt 45 ff., 51 ff.

Ploetz, Lothar 31
 Porsche, Ferdinand 85
 Preuschoff, Hans 30, 41, 46, 80
 Preysing, Konrad Graf 54
 Puschke, Fritz 25

Quadflieg, Will 83

Ranft, Franz 87
 Reifenberg, Benno 66
 Reifferscheid, Gerhard 30 f.
 Reinhardt, General 71
 Reinhardt, Max 40
 Rienhardt, Rolf 7, 11, 48, 60
 Ritter, Emil 14
 Robert-Tornow 30
 Röchling, Hermann 80
 Roehm, Ernst 20
 Rökk, Marika 78
 Rosenberg, Alfred 74, 75 ff., 78
 Roth, Joseph 45
 Rudolph, Hedwig 2
 Rust, Bernhard 78

Salomon, Ernst von 22 f.
 Samland, Josef 38
 Samulski, Robert 87
 Santifaller, Leo 2
 Saphieha, Fürst, Erzbischof 54
 Sauermann, Josef 31
 Schachmann 24, 25
 Schacht, Hjalmar 16
 Schalla, Hans 83
 Scharp, Heinrich 66 f.
 Schiller, Friedrich 39, 83
 Schirach, Baldur von 68
 Schleich, Carl Ludwig 85
 Schmauch, Hans 20
 Schmidt, Fritz 7
 Schmidt, Helmut 71
 Schmidt-Isserstedt, Hans 84
 Schmitt-Walter, Karl 84
 Scholtis, August 18
 Schöpf, Gerhard 40
 Schröter, Aloys 17
 Schulz, Aloys 6, 31
 Schumacher, Kurt 18
 Sioli, Siegfried 53

Skowronski, Carl 3, 47
 Skuin, Rudolf 67, 73, 79
 Söderbaum, Kristina 39
 Sorge, Richard 48
 Speer, Albert 6, 78 f.
 Spiecker, Carl 4
 Steinki, Joseph 32
 Stephan, Carl 11, 13, 19
 Sternberger, Dolf 24, 66
 Strauss, Richard 84, 88
 Stresemann, Gustav 4
 Strindberg, August 85
 Sudermann, Hermann 83
 Switalski, Wladislaus 26, 46
 Szell, Georg 53

Thiele, General 71 f., 82
 Tietz, August 26, 36
 Tietjen, Heinz 40
 Toller, Ernst 68
 Triller, Anneliese 2
 Tucholsky, Kurt 18

Ulitzka, Karl 45
 Unruh, General von 86

Verdi, Giuseppe 53
 Vögler, Albert 81

Wechselmann 25
 Wedel, Wedigo von 43 f.
 Wegener, Paul 84
 Wehrle, Hermann Josef 73 f.
 Welter, Erich 66
 Wermuth, Helga 3, 11
 Wichert, Bernhard 25
 Wiechert, Ernst 20
 Wilhelm II., Kaiser 28
 Winkler, Max 3, 7, 10, 15 ff., 42
 Wirth, Joseph 4, 13, 66
 Wittke, Benno 58
 Wolff, Martin 26
 Wolff, Theodor 40

Zillig, Winfried 53